Kriegs-Echo

Nr. 85 Wochen-Chronik 10 Pf. (15 Heller)

24. März 1916 Ullstein & Co

Landmacht und Seemacht

Die größte Ueberraschung des Krieges war wohl die Tatsache, daß die englische Flotte die Rolle des Dornröschens übernahm und fern vom Schuß hinter Hecken von Drahtnetzen und Minen von vergangenen Ruhmestagen träumte. Ihre Stelle vertraten armierte Handelsdampfer, Minensperren und die — Furcht der Neutralen, die es mit den bösen und gefährlichen Leuten in London um keinen Preis verderben wollten.

Trotz der Zurückhaltung seiner eigentlichen Kriegswaffe war England von Anfang an unser Hauptfeind. Wenn das Kriegsfieber in den ersten Monaten in England weniger heftig schien, so war das nicht die Folge größerer Objektivität, geringeren Hasses, minderer Feindschaft, sondern man blieb kühl, weil man sich für ungefährdet hielt, die Leiden des Krieges nicht spürte und eines schnellen Erfolges sicher zu sein glaubte. Mit der Enttäuschung wuchs die Feindschaft,



Unterseeboot bei der Ausfahrt

Phot. A. Grohs

die Wut, der Vernichtungswille. Je stolzer die Größe des deutschen Volkes hervortrat, desto wilder schäumte der Jingogeist nicht nur gegen das Deutsche Reich, sondern gegen alles Deutsche, gegen jeden einzelnen Deutschen. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß ein englischer Sieg den Deutschen zum Paria der Erde machen würde, zu einem gehetzten Wild, zu einem Wesen minderen Rechts. Denn England hat erkannt, daß die deutsche Volkskraft wie ein Quell aus verborgenen Tiefen übergewaltig emporsteigt. Solange in England Atem ist, wird es alles tun, diesen Quell zu verschütten.

Fragt sich nur, ob dem bösen Willen die Kraft entspricht. An Stelle der Flotte schickte England sein Landheer, das durch ein Werbesystem nach dem Vorbild des achtzehnten Jahrhunderts und durch Heranziehung wilder, halbwilder und kolonialer Hilfstruppen Millionenziffern erreichte. Das Land Nelsons wandte sich dem „Militarismus" zu. Ein Keil treibt den anderen. Der Entschluß, die Entscheidung zu Land zu suchen, stürzte das ganze wirtschaftliche und soziale Leben eines Volkes um, das gewohnt war, seine Kriege nur in der Zeitung zu verfolgen. Bald genügte die regellose Rekrutenjagd nicht mehr und man kam zum Zwangsdienst. Die Kosten, die Opfer an Gut und Blut stiegen ins Ungeheure. Und trotzdem spielte die Wehrmacht des größten Weltreichs nur die Rolle eines unter vielen Hunden, die das deutsche Wild umstellen, ohne ihm an den Leib zu können. Es ist verständlich, daß unter diesen Umständen die Leute in England ungeduldig werden und nach der Flotte rufen, dem „großen Bruder", der dem Kampf mit einem Schlag ein Ende machen soll.

Wahrlich, wir in Deutschland können zufrieden sein, wenn wir das Ergebnis all der ohnmächtigen Anstrengungen unserer übermächtigen Feinde betrachten. Wohl sind auch unsere Opfer hart. Aber wenn wir an das Los denken, das uns zugedacht war, dann wiegt auch das Schwerste leicht. „Ein einziger Tag Russenherrschaft in Berlin", so rief jüngst der Kämmerer der Reichshauptstadt, „würde unendlich viel mehr kosten an Gütern jeder Art, als drei Jahre Kriegswirtschaft."

Wir dürfen hoffen, daß die Kraft, die sich in der schwersten Zeit siegreich bewährt hat, ausreichen wird bis zum guten Ende. Zu Land, zu Wasser und in der Luft sind unsere Kampfmittel von Woche zu Woche gewachsen. England hat aufgehört, eine unangreifbare Insel zu sein. Seine Macht zu Land, seine Schiffe zur See, seine Munitionswerkstätten und Häfen sind den Kriegsmitteln, die der deutsche Erfindergeist entwickelte und zur höchsten Wirksamkeit steigerte, nicht mehr unerreichbar.

Und auch das wissen wir, daß die Macht, alle diese Mittel rücksichtslos zu brauchen, in den rechten Händen liegt.

Die Schlacht in Frankreich

Die Dinge an der Westfront entwickeln sich nach den Plänen der deutschen Heeresleitung, die an das schwere Werk alles wendet, was Kriegswissenschaft und Kriegserfahrung nur irgend bieten können. Wir dürfen hoffen und vertrauen.

Die öffentliche Meinung Frankreichs ist aufs tiefste verbittert. Wenige Monate sind verstrichen seit dem Neujahrsgruß des Generals Joffre an die Armee, der ruhmredig von gewaltigen Niederlagen des deutschen Heeres sprach, dessen Truppenbestände und Hilfsmittel täglich sich vermindern. Und jetzt sieht man diese Armee sich zum Angriff erheben gegen Stellungen, die so gut wie uneinnehmbar waren! Ein Mitkämpfer, Colin Roß, schilderte in der „Vossischen Zeitung", wie das Unmögliche möglich gemacht wurde:

Im Anfang dieses Krieges war eigentlich die Verteidigung die weitaus stärkere Form. Allein indem sie sich einer veralteten Technik bediente, indem sie sich auf Festungen stützte, die in ihrer bisherigen Gestalt ein neues, geheim gehaltenes Angriffsmittel — der 42-cm-Mörser — wertlos machte, unterlag sie. Solange, bis sie die der modernen Waffenwirkung — dem Mehrlader, dem Maschinengewehr und dem Schnellfeuergeschütz — gemäße Form gefunden hatte. Gegenüber dem elastischen, tief in der Erde gedeckten Schützengrabensystem und der verdeckten Artillerie-Aufstellung war der heldenhafteste Todesmut unserer besten Regimenter vergebens. So kam unser Vormarsch in Flandern zum Stehen. Herbst und Winter 1914 war eine kritische Zeit. Allein unsere Heeresleitung wußte den neuen Methoden zu begegnen. Im Frühling schritten wir zum konzentrischen Angriff gegen Rußland. Auch im Osten galten die Stellungen für „uneinnehmbar". Doch ein überwältigender Eisenhagel zerstörte die sorgsam aufgeführten Gräben, so daß der Verteidiger Gewehre und Maschinengewehre nicht oder nicht voll zur Geltung bringen konnte. Die feindliche Artillerie aber brauchten wir nicht so zu fürchten, da die Russen damals an einem Geschütz- und Munitionsmangel litten, der in der Folge für sie zum Verhängnis wurde. Das Gefährliche im Westen war und blieb die feindliche Artillerie, die starke, glänzend schießende französische und englische Artillerie; überhaupt das größte Raffinement unserer westlichen Feinde in allen Finessen moderner Kriegführung. Mit der Artillerie war es in der ersten Hälfte des Krieges eine eigene Sache. Alle bisher geltenden Anschauungen wurden da über den Haufen geworfen. Die offen auffahrenden Batterien wurden überall in Kürze vernichtet. So ging die Artillerie nur mehr verdeckt in Stellung. Das dauert länger und ist umständlicher, allein eine gut verdeckte, indirekt schießende Batterie ist praktisch unverletzlich. Dies kam wieder in erster Linie dem Verteidiger zugute; denn wenn seine Infanteriestellung niedergekämpft war, konnte er immer noch mit seinen unversehrten Geschützen die Bahn reinfegen und den Sturm abweisen. Das ist nun langsam anders geworden. Mit Hilfe der Fliegerbeobachtung und des Meßplanverfahrens bekommt man auch die raffinierteste Batteriestellung heraus. Und wenn es auch noch immer nicht leicht ist, Artillerie niederzukämpfen, so kann man sie doch, vor allem unter Anwendung von Gasgranaten, derart niederhalten, daß sie im entscheidenden Augenblicke schweigt. Dazu kommt ein minutiös geregeltes Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie, das erstere immer nur so weit vorgehen läßt, als sie die Schwesterwaffe noch deckt. Ein blindes Vorstürmen mit gewaltigem Geländegewinn ist da freilich nicht möglich, allein man ist auch vor Rückschlägen sicherer, und es kostet weniger Blut.

Die Sparsamkeit, mit der unsere Heeresleitung den „ganz besonderen Saft" schont, paßt den Gegnern ganz und gar nicht. Auf Grund der eigenen schweren Verluste fabeln sie immer wieder von den ungeheuren Opfern, die angeblich durch die deutschen „Massenstürme" entstehen. Dieser Selbstbetrug hat politisch nicht den Erfolg, die öffentliche Meinung Frankreichs, die aus allen Himmeln gestürzt ist, zu beruhigen. Immer lauter wurden die Stimmen, die Hilfe von den Bundesgenossen verlangten. Senator Clemenceau schrieb mit bitterer Ironie:

„Kein Mensch würde es verstehen, daß wir ohne Ueberlegung unsere Leute in den Feuerofen an der Maas werfen, während unsere englischen Freunde, die vor Kampflust brennen, in ihren Gräben festgehalten werden."

Die Zensur verbot Clemenceaus Zeitung, der Heeresausschuß des Senats aber drückte seinem Vorsitzenden Clemenceau das besondere Vertrauen aus und dankte ihm für seinen „einsichtigen Patriotismus". Senator Humbert, der seit Monaten in dem vielgelesenen „Journal" die ungeheuren Blutopfer des französischen Volkes beklagt, erhob neuerdings die Forderung, daß die Engländer die Lücken in den französischen Reihen füllen. Statt dessen wurde die Jahresklasse 1888 (Geburtsjahr 1867-8) einberufen!

Besonders empfindlich für die französische Verteidigung waren die Fortschritte, die der Angriff auf dem westlichen Ufer der Maas machte. Die beherrschenden Höhen des „Toten Mann", die stark befestigt waren, wurden am

14. März von schlesischen Regimentern erstürmt und dadurch die unbequeme Einwirkung der französischen Artillerie auf die deutschen eroberten Stellungen im Zentrum der Angriffslinien beseitigt. Die dabei gefangenen 25 Offiziere und mehr als 1000 Mann steigerten die Gesamtziffer auf über 27 500 Mann, 189 Geschütze, 232 Maschinengewehre. Der neue Erfolg war um so bemerkenswerter, als der französische Führer den Weichenden mit Kriegsgericht und Maschinengewehrfeuer gedroht hatte. Ein von unseren Truppen gefundener Befehl besagte:

„2. Armee, Gruppe Bazelaire,
Generalstab, 3. Bureau, Nr. 1601/3.
Gefechtsstand 7/3. 16.

Der General de Bazelaire, Kommandeur des Abschnittes „linkes Maasufer"
an die Herren Unterabschnittskommandeure
Ost und West.

Befehl!

Forges hat nicht den Widerstand geleistet, den man erwarten mußte. Bis weitere Aufklärung erfolgt, entnehme ich daraus, daß der Kommandeur dieses Abschnittes seine Pflicht nicht getan hat. Er wird infolgedessen vor ein Kriegsgericht gestellt werden!

Es muß bis zu den äußersten Grenzen Widerstand geleistet werden!

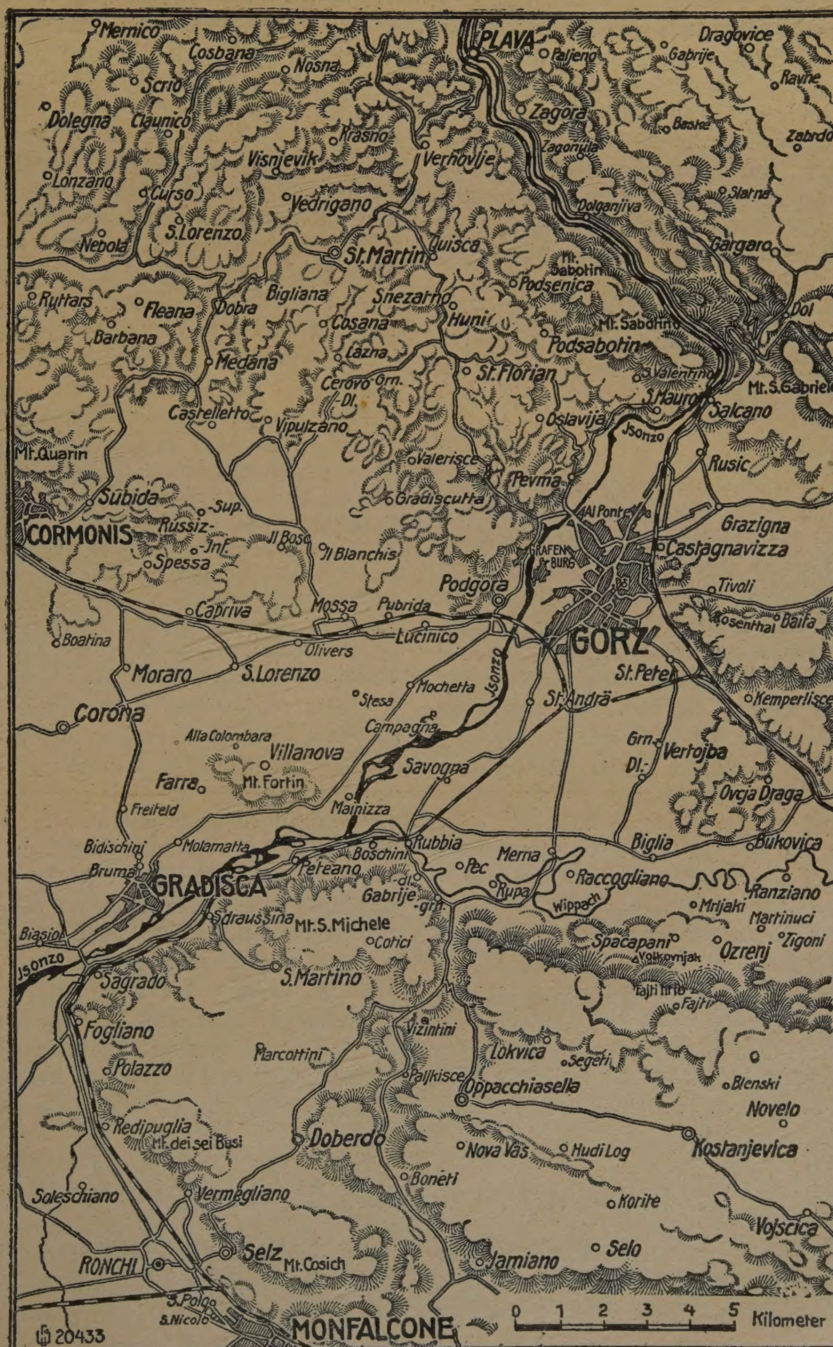
Wir dürfen in diesem Augenblick nur von einem einzigen Entschluß beseelt sein: den Feind entweder siegreich aufzuhalten oder zu sterben.

Artillerie und Maschinengewehre werden auf jede weichende Truppe feuern.

gez.: de Bazelaire.
52. Brigade, 8./3. 1916."

Im Woevregebiet, wo der feindliche Widerstand am 25. Februar ins Wanken kam, wurde ein großer Raumgewinn ohne stärkere Kämpfe erzielt. Nur die südlich gelegenen Dörfer Manheulles, Fresnes, Champlon leisteten längeren Widerstand. Die härteste Nuß war Fresnes, über dessen Eroberung Dr. Max Osborn der „Vossischen Ztg." berichtet:

Der Feind hatte hier eine Feldbefestigung von außerordentlicher Stärke ausgebaut. Meisterhaft angelegte Drahtverhaue und andere Hindernisse wehrten den Angreifer ab. Es gab Stachelzaunfelder von hundert Meter Tiefe. Die Hauptverteidigungsstellung lag noch vor dem Ort, ein Stützpunkt, der selbst wieder eine kleine Festung war. Ueberall gab es für die Besatzung Möglichkeiten zu flankierender Beschießung der Anstürmenden. Hier mußte die Artillerie heran, um die Hindernisse zu zertrümmern. Die Scheren der Pioniere und Infanteristen allein reichten solchem Objekt gegenüber nicht aus. Tagelang sausten die deutschen Geschosse gegen die Stellungen, zerrissen den Stachelgürtel, hinderten die Franzosen, die Löcher wieder zu stopfen, dezimierten die Besatzung. Auch die Infanterie beunruhigte den Feind. Mehrere glänzende Patrouillengänge wurden ausgeführt. Eines Morgens brachte ein Pionieroffizier ein Maschinengewehr, das er allein aus dem französischen Graben gehoben und herübergetragen hatte. Am nächsten Morgen rückte ein Gefreiter mit zwei Gefangenen an, die drüben auf Horchposten gestanden hatten. Dennoch: der Gegner hielt sich tapfer. Es war keine Kleinigkeit für die Besatzung von Fresnes, die nach dem Fall von Manheulles und Champlon auch von den Flanken her bedroht war, beim Widerstand zu verharren. In der Frühe des 7. März erfolgte dann der Sturm. Er ward von Nordosten, aus der Gegend von Riaville her, angesetzt, obschon sich gerade hier die dichtesten Hindernisse befanden. Die Technik war nun einmal eine ganz andere. Kein besonderes Getrommel kündigte den Franzosen an, was ihnen bevorstand. Die Artillerie schoß vielmehr nur so weiter, wie sie schon seit Tagen gefunkt hatte. Spät in der Nacht vom 6. zum 7. legte sie dann ihr Feuer allmählich mehr in den Ort hinein. In der Dämmerung schoben sich dann die Truppen behutsam bis zur Sturmstellung heran. Es ist 6 Uhr 20 geworden. Da brechen unsere Landwehrleute mit unwiderstehlicher Gewalt vor. Ehe den überraschten Franzosen zum Bewußtsein kommt, was geschah, ehe die feindliche Artillerie auf den Höhen nun doch hätte eingreifen können, dringen die Deutschen durch die Lükken der Drahtverhaue in die Stellungen, in den Ort. Jetzt steigert auch die Artillerie ihre Tätigkeit und legt schweres Sperrfeuer hinter das Dorf. In zehn Minuten ist Fresnes erobert! Um halb sieben sind die Unseren Herren der Situation. Nur in den Häusern am Westende des Dorfes, an der Kreuzung der Straßen nach Champlon und Marchéville, verteidigte sich noch eine beherzte Gruppe mit verzweifelter Hartnäckigkeit; am Nachmittag des 7. März war auch sie überwältigt. Einen anderen hervorragenden Stützpunkt südwestlich vom Ort, am Kopf der Bahn nach Vigneulles, mit Maschinengewehren, die in Beton eingebaut waren, und einem mit Drahthindernissen gespickten Vorgelände hatte man absichtlich zuerst liegen lassen. Er sollte mittags durch einen Handstreich besonders ge-



Das Kampfgebiet um Görz

nommen werden. Aber als man sich näherte, war das Nest leer. Als der Abend des 7. März heraufdämmerte, war das ganze Festungsnest in unseren Händen und damit der Feind auch in diesem ganzen Bezirk unmittelbar an den Fuß der Höhen zurückgedrängt.

Wie der deutsche Heeresbericht am 17. März mitteilte, hat der Gegner bisher im Maasgebiet nicht weniger als 22 Divisionen ins Feuer geschickt, ohne den deutschen Vorstoß zum Stillstand bringen zu können.

Von den Ereignissen an den übrigen Fronten sei der glänzende Sturm der Sachsen an der Aisne bei Ville aux Bois erwähnt, über den Kaiser Wilhelm am 11. März dem König Friedrich August schrieb: „Zu dem neuen Blatt, das gestern die Tapferkeit Deines sächsischen Grenadierregimentes und des Schützenregimentes dem Ruhme der sächsischen Truppen hinzugefügt hat, spreche ich Dir und dem sächsischen Volke meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Gott helfe weiter!"

Unsere Luftflotte zeigte weiter ihre Ueberlegenheit über die vereinigten Kräfte Englands und Frankreichs. Nicht weniger als 113 Flugzeuge haben unsere Feinde an der Westfront in den sechs Monaten seit September durch unsere Kampfflieger und Luftabwehrmittel verloren, während unser Verlust in der gleichen Zeit 29 betrug. Immelmann und Bölke haben bisher je elf Flugzeuge zu Fall gebracht. Die Engländer, die sich bisher den Anschein gegeben hatten, als betrachteten sie die Zeppelinangriffe mit völligem Gleichmut, zeigen neuerdings ganz offen ihre steigenden Befürchtungen.

Die fünfte Isonzoschlacht

Am 1. März trat das italienische Parlament zusammen. Die Kriegspartei, bekanntlich die Minderheit, aber energisch und lungenkräftig, hatte zur Feier des Tages die Kriegserklärung an Deutschland erwartet. Zugleich wünschte sie die Ausschiffung von vier Ministern aus dem Kabinett Salandra, die durch ihre Anhänger ersetzt werden sollten. Salandra aber stellte sich taub. So blieb es bei einer lyrischen Ansprache des Abgeordneten Bissolati, der den französischen Verdunkämpfern alles Gute wünschte, aber der entscheidende Schritt blieb aus. In der Presse und im Parlament regnete es Angriffe gegen Salandra, teils im Interesse Frankreichs, das um Hilfe für Verdun rief, teils infolge der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Kurz, es mußte wieder etwas geschehen.

Dies ist die politische Vorgeschichte der fünften Isonzoschlacht, deren artilleristische Vorbereitung am 9. März begann. Die militärische Vorgeschichte umfaßt vier erfolglose Angriffe, in denen Italiens Kerntruppen verbluteten:

Die erste Isonzoschlacht dauerte vom 28. Juni bis 6. Juli auf einer Front von dreißig Kilometern zwischen St. Florian (nordwestlich Görz) bis zum Meer nächst Monfalcone. Die dritte italienische Armee kam dabei keinen Schritt vorwärts. Gewaltiger noch war die zweite Schlacht bei Görz, die am 28. Juli begann und zehn Tage dauerte. Italienische Verluste: 100 000 Mann. Ergebnis: 0. Die dritte Isonzoschlacht vom 18. Oktober bis 3. November richtete sich vor allem gegen den Monte Sabotino und die Podgorahöhe. Die Italiener verloren 150 000 Mann. Nach kurzer Pause begann am 9. November die vierte Schlacht, bei der die Italiener zunächst alle erreichbaren Kräfte gegen den unteren Isonzo einsetzten, um den Berg San Michele am Nordrand des Plateaus von Doberdo zu bezwingen. Als das nicht gelang, versuchte Cadorna um jeden Preis Görz zu nehmen. Die Durchbruchsversuche bei Oslavija und Plava Ende November gehörten zu den schwersten Kämpfen des Krieges. Auch bei San Martino, am Tolmeiner und Görzer Brückenkopf wurde aufs erbittertste gekämpft. Am 7. Dezember fand die Schlacht ein Ende, die noch blutiger gewesen war, als ihre drei Vorgänger zusammen, und für die Angreifer nicht minder ergebnislos.

Als unüberwindlich hatten sich in all den Schlachten die österreichisch-ungarischen Stellungen erwiesen. Inzwischen haben unsere Verbündeten nicht gerastet und nicht geruht. Was sie während der Kampfpausen zum Beispiel im Wegebau geleistet haben, ist einfach bewundernswert. Im Sommer mußte man auf steinigen schmalen Pfaden mühselig klettern, wo jetzt bequeme, straßenartige, in Serpentinen angelegten Verbindungen emporführen. Bequeme, luftige Räume, in Fels gehauen oder gesprengt, bieten Offizieren und Mannschaften ein sicheres Heim. Alle technischen Hilfsmittel wurden in mustergültiger Weise ausgenutzt. Der Nachschub erfolgt bis dicht hinter die fechtenden Truppen. In Fels gehauene Vorratskammern bergen für Wochen alles, was die Truppe an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und Rüstungssorten bedarf. Küchen sind errichtet, in denen die Köche hausen wie daheim in der Friedensgarnison. Bäckereien machen den Nachschub von Brot überflüssig. Wasseranlagen und Reservoirs besorgen Trink- und Kochwasser.

Wichtiger aber noch ist der Geist dieser Truppen, der ungebrochene, nicht zu brechende. Ein Schweizer Journalist schrieb zur Zeit der schwersten Kämpfe Ende November:

„Das, was die Truppen drunten am Isonzo leisten, muß jeden, der einen Einblick tat, mit höchster Bewunderung erfüllen. Die Rauheit und Härte des Krieges kann sich in deutlicherer Form kaum noch anderswo zeigen als hier, wo von dem einzelnen Mann, von dem einfachsten wie von dem höchsten Soldaten, alles, was ein kräftiger und gesunder Mensch restlos herzugeben vermag, verlangt wird. Nerven von Stahl, das höchste an gutem Willen und Opferfreudigkeit, an Geduld, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit gehören hier dazu, um fest und standhaft ein richtiges Glied in der treuen Wacht am Isonzo zu sein."

Wir dürfen hoffen, daß die fünfte Isonzoschlacht, die vielleicht wegen der großen Not Frankreichs früher losbrach, als der italienische Generalstab geplant hatte, bei den Truppen des Generals Boroevic denselben Geist, dieselbe Kraft der Abwehr finden wird, wie bisher. Abzuwarten bleibt, ob das am 17. März gemeldete Aufhören der italienischen Angriffe bereits den Abschluß der Schlacht bedeutete. Die furchtbaren Regengüsse, über die Cadorna klagte, waren sicher eine unangenehme Erscheinung, aber sie fielen auf Gerechte und Ungerechte, auf Freund und Feind. Wie sie den Angriff behindern, so auch die Verteidigung. Ernster sind schon die Schneemassen zu werten, die in den Alpen die Gefechtstätigkeit behindern und mit Lawinengefahr drohen. Im Gebirge ist die Natur der Feind, der in den Tagen zwischen Winter und Frühling alle Abwehrkräfte fordert.

Am Euphrat und Tigris

Als die Türkei das Schwert zog, um in den Weltkrieg einzugreifen, tat sie es in dem Bewußtsein, daß es ihr nur im Kampfe an der Seite der Mittelmächte möglich wäre, ihre Stellung als unabhängiger Staat zu bewahren. Das Beispiel Griechenlands zeigt deutlich genug, daß die Aufrechterhaltung ihrer Neutralität die Entente-Mächte nicht gehindert hätte, die Dardanellen zu besetzen und ihre auf die Zertrümmerung des Türkischen Reiches gerichteten Ziele zu verwirklichen. Daß der Vierverband in diesem Kriege neben der Zerschmetterung Deutschlands und der Zerstückelung Oesterreich-Ungarns auch

die völlige Aufteilung der Türkei erstrebt, hat erst jetzt wieder die „Dépêche de Toulouse", das führende Parteiorgan der Radikalen Frankreichs, offen verkündet. „Der Vierverband werde sich," so schreibt das Blatt, „die Stücke des Türkischen Reiches teilen, ohne auch nur einen Schatten von Gewalt in Konstantinopel bestehen zu lassen. Nur ein Friede kann heute mit der Türkei geschlossen werden: der Frieden, der das Türkische Reich der Gnade seiner Besieger überliefert und es unwiderruflich von der Karte der Welt ausstreicht."

Vorläufig haben diese frommen Wünsche wenig Aussicht auf Erfüllung, denn die Türkei hat sich in diesem Kriege als überraschend lebensfähig erwiesen. Die vereinten Versuche Rußlands, Englands und Frankreichs, die Dardanellen zu öffnen, sind dank der heldenmütigen Tapferkeit des türkischen Heeres und dank der deutschen Organisation zu Lande und zu Wasser blutig vereitelt worden, so daß schließlich den Entente-Truppen nichts anderes übrig blieb, als den Schauplatz ihrer vielen Niederlagen, die Halbinsel Gallipoli, zu räumen. Sie suchten daher ihr Ziel auf anderen Wegen zu erreichen. Hierbei ist es den Russen, unter dem Oberbefehl des nach dem Kaukasus versetzten Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, gelungen, sich der türkischen Festung Erzerum zu bemächtigen, die Hunderte von Kilometern von der nächsten Eisenbahnstation entfernt, nur unter großen Schwierigkeiten mit Proviant und Munition zu versehen war, während die Russen unter ungleich günstigeren Bedingungen mit großer Uebermacht operieren konnten. Dieser Erfolg, der natürlich von den Russen stark übertrieben wurde, hat es ihnen ermöglicht, einerseits am Schwarzen Meer bis in die Gegend östlich Trapezunt, andererseits in südlicher Richtung durch das armenische Hochgebirge vorzudringen. Hier meldeten sie am 4. März die Einnahme von Bitlis, das 1560 Meter hoch im Taurus gelegen und ungefähr 80 Kilometer vom Tigris entfernt ist. Von hier aus wollen sie scheinbar in die mesopotamische Tiefebene hinabsteigen, um Bagdad zu erreichen. Dem gleichen Ziele dient ein Vormarsch, der von Täbris, in Nordpersien, das bereits im Frieden von den Russen besetzt war, zuerst in südöstlicher, dann in westlicher Richtung erfolgte, und nach den russischen Meldungen bis Kerind, ungefähr 250 Kilometer von Bagdad, gelangte. Der Weg dorthin bietet jedoch noch viele Schwierigkeiten, auch ist es zu hoffen, daß es den türkischen Truppen gelingen wird, den weiteren Vormarsch der Russen aufzuhalten.

Auch die Engländer hatten sich die Eroberung Bagdads und damit des ganzen fruchtbaren Zweiströme-Landes, dem die durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit der Vollendung entgegengehende Bagdadbahn ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten verheißt, zum Ziele gesetzt. Sie waren aber in diesem Vorhaben bisher wenig vom Glück begünstigt. Dem anfänglichen Vorrücken der englischen Truppen unter General Townshend, das diese Ende November 1915 bis in die Nähe Bagdads brachte, wurde durch eine schwere Niederlage am 22. November bei Ktesiphon ein Ende gemacht. Die Engländer sahen sich gezwungen, sich bis Kut-el-Amara, 150 Kilometer flußabwärts, zurückzuziehen, und wurden dort von den Türken eingeschlossen. Entsatzversuche unter General Aylmer scheiterten unter blutigen Verlusten. Ein erneuter Versuch, der am 8. März unternommen wurde, die türkische Stellung bei Felahie, östlich von Kut-el-Amara, zu durchbrechen, mißlang, wie die Engländer in ihrem amtlichen Bericht selber zugeben mußten, vollständig. Nachdem es den Engländern, die mit Unterstützung ihrer Stromflotte operierten, anfangs gelungen war, in einen Teil der türkischen Schützengräben einzudringen, wurden sie gänzlich geschlagen und mußten unter Verlust von 2000 Toten, vielen Verwundeten und 60 Gefangenen bis an den Tigris zurückgehen.

Zu gleicher Zeit ist es den Türken und den mit ihnen verbundenen Araberstämmen gelungen, die Engländer auf ihrem



In Albanien: Transport von Tragtieren über den Drin

Kilophot G. m. b. H., Wien

eigenen Territorium empfindlich zu schädigen. In dem Gebiet von Aden, dem wichtigsten Stützpunkt der britischen Seeherrschaft zwischen Europa und Indien, fand seit Mitte 1915 eine Reihe von Kämpfen statt, die fast alle für die Engländer ungünstig ausfielen, so daß diese heute fast ihre ganze südarabische Kolonie verloren haben und auf die eigentliche Kolonie zurückgedrängt sind. Die Engländer hatten es bisher trefflich verstanden, die arabischen Stämme durch reich gespendete Geldmittel gegen die türkische Oberherrschaft aufzuwiegeln, was ihnen dann wieder Gelegenheit gab, ihre Rolle als Beschützer unterdrückter Völker zu spielen. Es ist daher von Bedeutung, daß, wie das türkische Hauptquartier berichtet, nach einem für die Engländer verlustreich ausgefallenen Gefechte bei Scheik Osman, einem elf Kilometer nördlich von Aden gelegenem Dorfe, der Emir von Hadramaut, der Führer der englandfreundlichen Stämme an der Südküste Arabiens, der osmanischen Regierung seine Unterwerfung anbot. Ein mit starken Kräften unternommener Versuch, die Schlappe auszuwetzen, scheiterte vollständig, so daß die Engländer gezwungen waren, sich unter dem Schutze ihrer im Golf von Aden verankerten Flotte in ihr befestigtes Lager von Scheik Osman zurückzuziehen.

Erwähnt sei noch, daß der Vizegeneralissimus und Kriegsminister Enver Pascha Syrien, Palästina und Arabien besuchte, wo er in Begleitung des Kommandanten Dschemal Pascha die Truppen besichtigte. Er war der Gegenstand herzlicher Kundgebungen seitens der verschiedenen Bevölkerungsschichten und Konfessionen.

Der Wechsel im Reichsmarineamt

Am 16. März meldete Wolffs Büro amtlich: „Wie wir hören, hat der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral von Tirpitz seinen Abschied eingereicht. Zu seinem Nachfolger ist der Admiral von Capelle in Aussicht genommen."

Das Bedauern über das Scheiden des Schöpfers der deutschen Flotte war im ganzen Reiche allgemein. Die Verdienste des Großadmirals sind in Nummer 74 des „Kriegsecho" gewürdigt worden. Sie wurden bei seinem Rücktritt von der Presse fast aller Parteien erneut hervorgehoben. So schrieb die „Vossische Zeitung":

„In ihm scheidet der Mann, in dem sich für weite Kreise unseres Volkes die deutsche Marine des Weltkrieges mit all ihren herrlichen Waffentaten verkörperte, der Mann, dessen nie erlahmender Tatkraft und vorbildlicher Pflichttreue die Emporführung des deutschen Flottenwesens auf seinen heutigen Stand in materieller, geistiger und moralischer Hinsicht zum guten Teil zu danken ist. Es wäre zu wünschen gewesen, daß es gerade diesem so hervorragend tatkräftigen Soldaten und Staatsmann vergönnt gewesen wäre, an seinem Teil bis zum Ende dieses großen Ringens mitzuwirken."

Admiral v. Capelle, der im November 1915 als Unterstaatssekretär des Reichsmarineamts aus dem aktiven Dienst geschieden war, galt seit langem als die rechte Hand von Tirpitz.

Eine weitere amtliche Meldung des W. T. B. vom 14. März besagte:

In weiteren Kreisen der Bevölkerung wird immer wieder das Gerücht verbreitet, daß der verschärfte U-Boot-Krieg, wie er in der bekannten Denkschrift der Reichsregierung an die neutralen Mächte angekündigt worden ist, nicht durchgeführt oder aufgeschoben werden würde. Diese Ausstreuungen sind vollständig unwahr. Niemals und bei keiner verantwortlichen Stelle ist eine Verzögerung oder ein Unterlassen dieses U-Boot-Krieges in Betracht gekommen. Er ist in vollem Gange.

Besonders zahlreich waren die Verluste an Kriegs- und Handelsschiffen, die in letzter Zeit durch Minen entstanden sind. So sanken an der englischen Ostküste der Zerstörer „Coquette", das Torpedoboot No. 11 und der Hilfskreuzer „Fauvette". An der holländischen Küste sank am 16. März der Dampfer „Tubantia" des Holländischen Lloyd, anscheinend als Opfer einer Mine.

Der Gesamtbesatzung des Kreuzers „Möwe", die sich während der Heldenfahrt des Schiffes an Bord befand, wurde das Eiserne Kreuz verliehen.

Sinkende Kriegskosten

Aus der Rede des Reichsschatzsekretärs Helfferich

Nach Begründung der neuen Kriegssteuervorlagen, die 480 Millionen bringen sollen, führte Staatssekretär Dr. Helfferich am 16. März im Reichstag aus:

Unsere monatlichen Kriegsausgaben hatten sich in den letzten Monaten des Jahres 1915 über den Stand von 2 Milliarden Mark erhoben. Ich kann Ihnen heute die erfreulichere Mitteilung machen, daß die Ausgaben der Monate Januar und Februar hinter dem Betrag von 2 Milliarden zurückgeblieben sind und daß die Ausgaben der ersten Märzhälfte hoffen lassen, daß der Betrag von 2 Milliarden auch im März nicht erreicht oder nur unwesentlich überschritten wird. Meine Herren, das heißt, daß unsere Kriegskosten heute kaum höher sind, als sie bereits vor einem Jahre waren. Dies Ergebnis ist erreicht worden, trotz einer erheblichen weiteren Vermehrung des Effektivbestandes unserer Truppen, trotz der gestiegenen Preise für alle Nahrungsmittel und Rohstoffe und trotz der gewaltigen Anstrengungen, die wir auf dem Gebiet der Munitionsherstellung gemacht haben. Was das bedeutet, meine Herren, wird Ihnen ein Vergleich mit den Kriegskosten der feindlichen Länder noch deutlicher machen: Englands tägliche Kriegskosten beliefen sich schon vor längerer Zeit auf etwa 90 Millionen Mark und dürften in Bälde 100 Millionen Mark erreichen. Englands Kriegskosten sind also jetzt, absolut genommen, um rund 50 Prozent höher als die unsrigen. Auf den Kopf der Bevölkerung machen sie etwa 2 Mark pro Tag aus gegen eine Mark bei uns. Frankreichs tägliche Kriegskosten sind jetzt mit nahezu 80 Millionen Franken — etwa 64 Millionen Mark — ungefähr ebenso hoch wie die unsrigen. Rußland hat mit 31 Millionen Rubel pro Tag, die zur alten Parität 68 Millionen Mark darstellen, unsere Kriegsausgaben gleichfalls erreicht oder gar übertroffen. Dagegen waren unsere Kriegskosten in den ersten fünf Kriegsmonaten rund ein Drittel höher als diejenigen Englands und Frankreichs. Alles in allem schätze ich heute die täglichen Kriegsausgaben der gegnerischen Kombination, einschließlich Italiens, auf mindestens 240 Millionen Mark, unsere Kriegskosten und diejenigen unserer Verbündeten auf höchstens 110 Millionen Mark. Wenn ich im Dezember noch sagte, daß wir nicht viel mehr als halb so viel für den Krieg ausgeben, als unsere Gegner, kann ich heute sagen, daß unsere und unserer Bundesgenossen tägliche Kriegskosten nicht unerheblich hinter der Hälfte derjenigen unserer Gegner zurückbleiben. Den Gesamtaufwand für den Krieg vom 1. August 1914 bis zum 31. März 1916 berechne ich für uns und unsere Bundesgenossen auf 50 bis 55 Milliarden Mark; für die Entente und ihren Anhang komme ich auf 100 bis 105 Milliarden Mark. Das Verhältnis ist also etwa 1:2. Es ist umgekehrt proportional zu den erzielten Erfolgen und hat die Tendenz, sich weiter zu unseren Gunsten zu verschieben.

Mit der gleichen Zuversicht wie die Entwicklung von Kriegsaufwand und Kriegserfolg kann uns die Gestaltung der inneren finanziellen Verhältnisse erfüllen. Unsere Kriegsausgaben, die nach wie vor in der Hauptsache dem Inland zugute kommen, haben sich seit den Einzahlungen auf die dritte Kriegsanleihe erneut zu starker Kapitalbildung verdichtet. Die Entlastung der Darlehnskassen, der günstige Stand der Reichsbank, die Entwicklung des Depositenstandes bei den Banken und die Einlagen bei den Sparkassen legen davon Zeugnis ab. Ueber unsere Sparkassen darf ich heute einige Zahlen geben. Während in Frankreich

die Sparkassen durch den Krieg erhebliche Einbußen erlitten haben, zeigt sich bei uns eine ausgezeichnete Entwicklung. In Frankreich ist die Zahl der Einleger im Jahre 1915 leicht zurückgegangen; dagegen ergab bei uns eine bei den Sparkassen in großen Städten und Industriegebieten veranstaltete Umfrage eine Zunahme von 5 990 000 auf 6 280 000 Sparkassenbücher, also einen Zugang um 280 000 Stück. Das ist ein größerer Zugang, als er je in Friedenszeiten festgestellt worden ist. Der Betrag der Sparkasseneinlagen hat in Frankreich seit Kriegsausbruch einen Rückgang von 280 Millionen Francs erfahren. Bei uns brachte das Jahr 1914 und das Jahr 1915 zusammen einen Zugang, der auf 4600 Millionen Mark zu berechnen ist. Daraus sind etwa 4500 verwendet worden; das heißt die gesamte Zeichnung der Sparkasseneinleger, die einen so gewaltigen Betrag erreicht hat, konnte aus den Zugängen der zwei Jahre 1914 und 1915 restlos gedeckt werden. Inzwischen hat der Januar 1916 allein einen neuen Zugang von etwa 440 Millionen Mark gebracht. Unsere Sparkasseneinlagen stehen also heute, nach 4½ Milliarden Einzahlung auf die Kriegsanleihe um mehr als 500 Millionen Mark besser als zu Anfang des Jahres 1914. Was hier zutage tritt, das ist nicht die Kapitalbildung der großen Unternehmer, das sind die Ersparnisse der kleinen Leute, die trotz Krieg und Kriegesnot sich zu so gewaltigen Summen fortgesetzt zusammenballen. Das gibt uns das Vertrauen, daß es gelingen wird, auch die vierte Kriegsanleihe zur Volksanleihe zu machen und sie als Volksanleihe zu einem neuen Erfolg zu führen, der Freund und Feind beweist, daß unsere finanzielle Kraft ebenso wenig gebrochen ist und gebrochen werden kann, wie der Kampfesmut unserer Truppen.

Wir alle fühlen die Bedeutung dieser Tage. Mehr als je kommt es darauf an, Geschlossenheit und Kraft zu zeigen. Das spähende Ausland muß aufs neue erfahren, daß alle Hoffnung auf Zwietracht und Schwäche eitel ist, daß ein Wille zum Sieg alle Deutschen zusammenschließt. Der Feind, der von der Zerschmetterung des preußischen Militarismus redet, und der die Verkrüppelung und Verstümmelung der deutschen Volkskraft meint, dieser Feind soll aufs neue erkennen, daß in der Heimat wie in der Schlachtfront, wenn es zum Kampfe geht, wir alle wie ein Mann zusammenstehen, daß wir entschlossen sind, das Schwerste zu tragen und das Höchste zu leisten um des Vaterlandes willen. Draußen, vor Verdun, donnern die Kanonen. Und mögen die feindlichen Feuerschlünde Tag und Nacht Tod und Verderben speien: unsere braven Truppen drängen den Feind in heldenhaftem Ansturm und in zäher Kampfesarbeit von Stellung zu Stellung. Sie wissen, daß der Sieg uns gehört, und daß sie ihn für uns erkämpfen werden. Unsere Truppen haben ein Recht darauf, daß wir auf dem so viel bescheideneren Felde der Heimat uns ihrer würdig zeigen, daß auch zu Hause jedermann seine Pflicht tut und, soweit es in seiner Kraft steht, zu Sieg und Frieden hilft.

Die neue Weltgeschichte

Die amtlichen Meldungen vom 11. bis 17. März

Westlicher Kriegsschauplatz

11. März: Sächsische Regimenter stürmten mit ganz geringen Verlusten die stark ausgebauten Stellungen in den Waldstücken südwestlich und südlich von Ville-aux-Bois (20 Kilometer nordwestlich von Reims) in einer Breite von etwa 1400 Meter und einer Tiefe bis etwa 1 Kilometer. An unverwundeten Gefangenen fielen 12 Offiziere, 725 Mann in unsere Hand, an Beute eine Revolverkanone, 5 Maschinengewehre, 13 Minenwerfer. Auf dem westlichen Maasufer wurden die letzten von den Franzosen noch im Raben- und Cumières-Walde behaupteten Nester ausgeräumt. Feindliche Gegenstöße mit starken Kräften, die gegen den Südrand der Wälder und die deutschen Stellungen weiter westlich versucht wurden, erstickten in unserem Abwehrfeuer. Auf dem Ostufer kam es zu sehr lebhafter Artillerietätigkeit besonders in der Gegend nordöstlich von Bras, westlich vom Dorf, um die Feste Vaux und an mehreren Stellen in der Woevre-Ebene. Entscheidende Infanteriekämpfe gab es nicht; nur wurde in der Nacht ein vereinzelter französischer Ueberfallsversuch auf Dorf Blanzée blutig abgewiesen. Durch einen Volltreffer unserer Abwehrgeschütze getroffen, stürzte ein französisches Flugzeug zwischen den beiderseitigen Linien südwestlich von Chateau-Salins brennend ab. Die Insassen sind tot und wurden mit den Trümmern des Flugzeuges von uns geborgen.

12. März: Nordöstlich von Neuville sprengten wir mit Erfolg und besetzten die Trichter. In der Gegend westlich der Maas mühte sich der Feind unter starken Verlusten in gänzlich ergebnislosen Angriffen gegen unsere neuen Stellungen ab. Auf den Höhen östlich des Flusses und in der Woevre-Ebene blieb die Gefechtstätigkeit auf mehr oder minder heftige Artilleriekämpfe beschränkt. — Die in den Berichten vom 29. Februar und 4. März angegebenen Zahlen an Gefangenen und Beute für die Zeit seit Beginn der Ereignisse im Maasgebiet haben sich mittlerweile erhöht auf 430 Offiziere, 26 042 Mann an unverwundeten Gefangenen, 189 Geschütze, darunter 41 schwere, 232 Maschinengewehre. Bei Obersept gelang es den Franzosen trotz wiederholten Angriffs auch gestern nicht, in ihrer früheren Stellung wieder Fuß zu fassen; sie wurden blutig abgewiesen.

13. März: Bei günstigen Beobachtungsverhältnissen war die Tätigkeit der beiderseitigen Artillerien auf einem großen Teile der Front sehr lebhaft und hielt sich beiderseits der Maas und bis zur Mosel hin auf größerer Heftigkeit. Außer Patrouillengefechten an der Somme und dem Scheitern eines kleinen französischen Angriffs im Priesterwalde sind keine Ereignisse zu berichten. Neben ausgiebiger Aufklärungstätigkeit griffen unsere Flieger feindliche Bahnanlagen und Unterkunftsorte, besonders an der Eisenbahn Clermont—Verdun, erfolgreich an. Es wurden drei feindliche Flugzeuge vernichtet, zwei in der Champagne und eins im Maasgebiet.

14. März: Im allgemeinen keine Veränderung der Lage. Ein kleineres Gefecht bei Wieltje nordöstlich von Ypern endete mit der Zurückwerfung der Engländer. Je ein englisches Flugzeug wurde östlich von Arras und westlich von Bapaume von Leutnant Immelmann abgeschossen. Die Insassen sind tot. Leutnant Bölke brachte zwei feindliche Flugzeuge hinter der französischen Linie über der Feste Marre und bei Malancourt (nordwestlich von Verdun) zum Absturz; das letztere wurde von unserer Artillerie zerstört. Damit haben beide Offiziere ihr 10. und 11. feindliches Flugzeug außer Gefecht gesetzt. Ferner wurde ein englischer Doppeldecker nach Luftkampf westlich von Cambrai zur Landung gezwungen; die Insassen sind gefangengenommen.

15. März: Bei Neuve Chapelle sprengten wir eine vorgeschobene englische Verteidigungsanlage mit ihrer Besatzung in die Luft. Die englische Artillerie richtete schweres Feuer auf Lens. Die französische Artillerie war sehr tätig gegen unsere neue Stellung bei Ville-aux-Bois und gegen verschiedene Abschnitte in der Champagne. Links der Maas schoben schlesische Truppen mit kräftigem Schwung ihre Linien aus der Gegend westlich des Rabenwaldes auf die Höhe „Toter Mann" vor. 25 Offiziere und über 1000 Mann vom Feinde wurden unverwundet gefangen. Viermal wiederholte Gegenangriffe brachten den Franzosen keinerlei Erfolge, wohl aber empfindliche Verluste. Auf dem rechten Maasufer und an den Osthängen der Côtes rangen die beiderseitigen Artillerien erbittert weiter. In den Vogesen und südlich davon unternahmen die Franzosen mehrere kleinere Erkundungsvorstöße, die abgewiesen wurden. Leutnant Leffers schoß nördlich von Bapaume sein viertes feindliches Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab. Bei Vimy (nordöstlich von Arras) und bei Sivry (an der Maas nordwestlich von Verdun) wurde je ein französisches Flugzeug durch unsere Abwehrgeschütze heruntergeholt. Ueber Haumont (nördlich von Verdun) stürzte ein französisches Großflugzeug nach Luftkampf ab. Seine Insassen sind gefangen, die der übrigen sind tot.

16. März: In Flandern, besonders in der Nähe der Küste, nahmen die Artilleriekämpfe merklich an Heftigkeit zu, sie steigerten sich auch in der Gegend von Roye und von Ville-aux-Bois (nordwestlich von Reims). In der Champagne machten die Franzosen nach starker aber unwirksamer Artillerievorbereitung gänzlich erfolglose Angriffe auf unsere Stellungen südlich von St. Souplet und westlich der Straße Somme Py-Souain, die uns wenige, ihnen sehr zahlreiche Leute kosteten. Wir nahmen außerdem dabei 2 Offiziere, 150 Mann unverwundet gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Links der Maas sind weitere Versuche des Feindes, uns den Besitz der Höhe „Toter Mann" und der Waldstellungen nordöstlich davon streitig zu machen, im Keime erstickt worden. Zwischen Maas und Mosel hat sich die Lage nicht ver-

ändert. Südlich von Niederaspach drangen unsere Patrouillen nach wirkungsvoller Beschießung der feindlichen Gräben in diese vor, zerstörten Verteidigungsanlagen und brachten einige Gefangene und Beute mit zurück. — Im Luftkampf wurde ein französisches Flugzeug südöstlich von Beine (Champagne) abgeschossen. Die Insassen sind verbrannt. Feindliche Flieger wiederholten heute nacht einen Angriff auf deutsche Lazarette in Labry (östlich von Conflans). Der erste Angriff war in der Nacht zum 13. März erfolgt. Militärischer Schaden ist nicht verursacht; von der Bevölkerung sind eine Frau schwer, eine Frau und zwei Kinder leichter verletzt.

17. März: Sechs englische Sprengungen südlich von Loos blieben erfolglos. In verschiedenen Abschnitten der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel heftige Artilleriekämpfe. Im Maasgebiet trieb der Gegner eine frische Division, die als die siebenundzwanzigste seit Beginn der Kämpfe auf diesem verhältnismäßig engen Raum in der Front erschienene gezählt wurde, wiederholt gegen unsere Stellungen auf der Höhe „Toter Mann" vor. Bei dem ersten, überfallartig, ohne Artillerievorbereitung versuchten Angriff, gelangten einzelne Kompagnien bis an unsere Linien, wo die wenigen von ihnen unverwundet übriggebliebenen Leute gefangen wurden. Der zweite Stoß erstarb schon in unserem Sperrfeuer.

Oestlicher Kriegsschauplatz

13. März: An der beßarabischen Front und am Dnjester wurden russische Vorstöße abgewiesen. Sonst keine besonderen Ereignisse.

15 März: Die Besatzung der Brückenköpfe nordwestlich von Uszieczko wehrte heftige Angriffe ab.

16. März: Patrouillenkämpfe an verschiedenen Stellen der Front. Keine besonderen Ereignisse.

Aus dem österr.-ungar. Bericht: Bei der Armee Pflanzer-Baltin und bei der Heeresgruppe Boehm-Ermolli beiderseits erhöhte Artillerietätigkeit. Nordöstlich von Kozlow an der Strypa wiesen unsere Sicherungstruppen russische Vorstöße ab.

17. März: An mehreren Stellen der Strypafront erfolgreiche Vorpostenkämpfe; westlich von Tarnopol drangen hierbei unsere Truppen in die russische Vorstellung ein, machten einen Fähnrich und 67 Mann zu Gefangenen und erbeuteten ein Maschinengewehr und vier Minenwerfer.

Italienischer Kriegsschauplatz

11. März: Das feindliche Artilleriefeuer war gestern an der küstenländischen Front gegen die gewohnten Punkte wieder lebhafter. Im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo kam es auch zu Minenwerfer- und Handgranatenkämpfen.

12. März: Gestern vormittag begann die feindliche Artillerie die Stellungen des Görzer Brückenkopfes, den Südteil der Stadt Görz und die Hochfläche von Doberdo lebhaft zu beschießen. Dieses Feuer hielt nachts über an. Auch an der Kärntner Front entwickelte die italienische Artillerie eine erhöhte Tätigkeit, insbesondere gegen den Lanzenboden (nordöstlich von Paularo). Zu Infanteriekämpfen kam es nirgends.

13. März: Die erhöhte Tätigkeit der italienischen Artillerie dehnte sich auf die ganze Isonzofront aus. Nachmittags wurde ein feindlicher Angriff bei Selz abgeschlagen.

14. März. An der Isonzofront beginnen sich große Kämpfe zu entwickeln. Seit gestern greifen die Italiener mit starken Kräften an; sie wurden überall abgewiesen. Am Tolmeiner Brückenkopfe beschränkte sich die Tätigkeit des Feindes auf ein sehr lebhaftes Feuer. Im Abschnitte von Plava scheiterten seine Versuche, unsere Hindernisse zu zerstören. Am Görzer Brückenkopfe wurden zwei Angriffe auf die Podgorastellung, einer auf die Brückenschanze von Lucinico zurückgeschlagen. Der Nordteil der Hochfläche von Doberdo wurde von starken Kräften zu wiederholten Malen angegriffen. Bei San Martino schlug das Szegeder Infanterie-Regiment Nr. 46 sieben Stürme blutig ab.

15. März: Die Angriffe der Italiener an der Isonzofront dauern fort. Gestern nachmittag wurde auf der Podgorahöhe erbittert gekämpft. Unsere Truppen warfen den hier stellenweise eingedrungenen Feind im Handgemenge zurück. Ebenso erfolglos blieb ein gegnerischer Nachtangriff, der nach mehrstündiger Artillerievorbereitung gegen den Raum südwestlich San Martino angesetzt wurde. Vor diesem Orte liegen von den vorhergegangenen Kampftagen noch über tausend Feindesleichen. An mehreren anderen Stellen der küstenländischen Front kam es zu lebhaften Artillerie- und Minenwerferkämpfen. Im Kärntner Grenzgebiet stand unser Fella-Abschnitt, in Tirol der Raum des Col di Lana unter lebhaftem feindlichen Feuer. Italienische Flieger warfen, ohne Schaden anzurichten, Bomben auf Triest ab.

16. März: Die Angriffstätigkeit der Italiener an der Isonzofront war gestern schwächer. Zwei Versuche starker Kräfte, gegen die Podgorastellung vorzugehen, wurden durch Artilleriefeuer verhindert. Am Nordhange des Monte San Michele wurde ein feindlicher Angriff blutig abgewiesen. Die Geschützkämpfe dauerten vielfach nachts fort. Auch an der Kärntner Front hält das Artilleriefeuer im Fella-Abschnitt an.

17. März: Die Italiener haben ihre fruchtlosen Angriffe an der Isonzofront eingestellt. Auch diesmal blieben alle unsere Stellungen fest in unserem Besitz.

Balkan-Kriegsschauplatz

11. März: Die noch am unteren Semeni verbliebenen italienischen Kräfte haben vorgestern, in der östlichen Flanke bedroht, nach Abgabe weniger Kanonenschüsse schleunigst den Rückzug angetreten. Sie stellten sich vorübergehend noch auf den Höhen nördlich von Feras, räumten aber bald auch diese und wichen, alle Uebergänge hinter sich zerstörend, auf das südliche Vojusa-Ufer zurück. In Nordalbanien und Montenegro herrscht nach wie vor Ruhe.

Ereignisse aus aller Welt

In Deutschland nimmt Admiral von Tirpitz als Staatssekretär des Reichsmarineamts seinen Abschied; als Nachfolger ist der bisherige Unterstaatssekretär Admiral v. Capelle in Aussicht genommen. (16. März.)

Der Deutsche Reichstag nimmt am 16. März seine Beratungen wieder auf.

Die Münchener Korrespondenz Hoffmann meldet: „Am 15. März fand im Reichskanzlerpalais unter dem Vorsitz des Staatsministers des Aeußern Dr. Grafen von Herkling eine Sitzung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten statt. Der Reichskanzler gab dem Ausschuß eine eingehende Darstellung der gesamten Lage, wie sie sich im gegenwärtigen Zeitpunkt des Weltkrieges für uns ergibt. Die zuversichtlichen und von dem unerschütterlichen Willen zum Durchhalten bis zu einem siegreichen Ende getragenen Ausführungen des Reichskanzlers beschäftigten sich mit allen wichtigen schwebenden Fragen. Die vom Reichskanzler vertretene Politik fand die ungeteilte und vertrauensvolle Zustimmung sämtlicher Mitglieder des auswärtigen Ausschusses."

Der französische Kriegsminister General Gallieni tritt zurück; sein Nachfolger wird General Rocques, vor dem Krieg Leiter des französischen Flugwesens. (16. März.)

Der Nationalrat der Schweiz beschließt nach langer Neutralitätsdebatte mit 159 gegen 15 Stimmen ein Vertrauensvotum für Bundesrat und General. Derselbe Beschluß wurde einstimmig vom Ständerat gefaßt. (15. und 16. März.)

In England verschiebt das Kriegsamt die Einberufung der Verheirateten von 27—35 Jahren, die große Erbitterung erregt hatte, auf unbestimmte Zeit. (15. März.)

Die skandinavische Ministerzusammenkunft in Kopenhagen beschließt, die bisherige Neutralität weiter gemeinsam zu wahren, und erzielt Uebereinstimmung in mehreren praktischen Einzelfragen. (9.—11. März.)

Oesterreich-Ungarn bricht die Beziehungen mit Portugal ab. (14. März.)

Die türkische Kammer genehmigt den Vertrag mit der Bagdadbahngesellschaft über den beschleunigten Bau der Teilstrecken im Taurus- und Amanusgebirge. (13. März.)

In Mesopotamien scheitert ein erneuter Vorstoß der Entsatzarmee. (11. März, vergl. 8. März.)

In Süd-Arabien wird eine englische Abteilung von den Türken bei Afioch und El Meihale geschlagen. (12. März.)

Die Engländer melden, daß sie Sollum an der ägyptisch-tripolitanischen Grenze wieder besetzt haben. (14. März.)

Am Kilimandscharo findet auf englisch-ostafrikanischem Gebiet ein Gefecht statt; nach Reuter haben die deutschen Truppen am Tage ihre Stellungen behauptet, sie aber nachts geräumt. (11. März.)

Die Vereinigten Staaten beschließen, eine Expedition gegen die Anhänger Villas in Nord-Mexiko. Die Amerikaner beginnen Mexiko zu verlassen. (12. März.)



Zeichnung von L. Lutz Ehrenberger

Der Tag der Brandenburger

England und die Schwarze Gefahr

In der siebenten Veröffentlichung des deutschen Kolonialamts finden sich folgende Mitteilungen über die Eingeborenenpolitik, die England in Südwestafrika verfolgt:

Die auf ihre zum Teil ausgeraubten und häufig auch zerstörten Farmen zurückgekehrten Ansiedler schlagen sich, auf bessere Zeiten hoffend, durch, so gut es geht. Bauholz und Wellblech sind sehr knapp und fast unerschwinglich teuer geworden. Die Hälfte des Viehbestandes scheinen die Farmer durchschnittlich eingebüßt zu haben; manche haben indes ihr ganzes Hab und Gut verloren und sind auf die Gastfreundschaft von Nachbarn angewiesen. Sehr erschwert ist die Wiederaufnahme der Betriebe durch das Verhalten der Eingeborenen, deren Frechheiten gegenüber die Unionsregierung höchst unangebrachte Nachsicht übt. Arbeiten wollen die Eingeborenen nicht mehr; sie ziehen es vor, sich durch Viehdiebstähle ihren Lebensunterhalt zu verschaffen. Auch liegen Anzeichen vor, daß sie sich wieder zu selbständigen Völkerschaften zusammenzuschließen trachten.

Die Rehobother Bastards sind nach wie vor bewaffnet; die Angaben über die Zahl der in ihren Händen befindlichen Gewehre schwanken zwischen 400 und 800, jedoch wird letztgenannte Zahl wohl zu hoch sein, da die Gesamtzahl dieser Bastards vor dem Kriege nur wenig über 2000 betragen hat. Indes sind auch noch die vereinzelt im Lande wohnenden Bastardfamilien, besonders die des Bezirkes Otjimbingwe, in Rechnung zu ziehen, die gegebenenfalls mit den Rehobothern gemeinsame Sache machen können. Die Witbois tragen seit der feindlichen Besetzung Gibeons wieder ihr altes Stammabzeichen, den großen weißen Hut; und die Hereros sollen sogar von dem Wiedererstehen ihres alten Reiches träumen. Die Engländer unterstützen diese Sonderbündeleien auf jede Weise. So haben sie die Fellschuhträgerhottentotten wieder in ihrem alten Stammesgebiet angesiedelt und auch den Eingeborenen die Rückkehr nach Südwest gestattet, die sich aus Furcht vor Strafe wegen ihrer Verbrechen seit Niederwerfung des Aufstandes außerhalb des Schutzgebietes aufhielten.

Die weiße Bevölkerung, namentlich der unbewaffnete Farmer, fürchtet daher — dies geht aus fast allen Briefen und Berichten hervor —, daß es bald zu Gewalttätigkeiten der Eingeborenen, wenn nicht gar zu Aufständen größeren Umfanges gegen die Weißen kommen wird. Ob die gegenwärtige Regierung des Schutzgebietes die Macht hat, ernstere Unternehmungen von Eingeborenen zu verhindern, erscheint zweifelhaft, da die dort befindlichen Unionstruppen zurzeit nur noch etwa 2000 Mann stark sein sollen. Bezeichnend für die gegenwärtigen Verhältnisse im Schutzgebiete ist der Ausspruch, den ein englischer Offizier getan haben soll: „Wenn wir das Land nicht behalten können, dann wollen wir den Deutschen wenigstens einen großen Eingeborenenaufstand zurücklassen!"

Die deutsche Regierung an das amerikanische Volk

Am 10. März wurde folgende Darlegung veröffentlicht, die der deutsche Botschafter im Auftrag der Regierung dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten überreicht hat:

Die Kaiserliche Regierung legt Wert darauf, die bisherige Entwicklung noch einmal mit aller der Offenheit zu präzisieren, die den freundschaftlichen Beziehungen der beiden großen Völker und dem ehrlichen Wunsch der Kaiserlichen Regierung, diese vor allen Trübungen zu bewahren, entspricht.

Bei Beginn des Krieges hat die deutsche Regierung auf Vorschlag der Vereinigten Staaten von Amerika sich sofort bereit erklärt, die Londoner Seekriegsrechts-Erklärung zu ratifizieren. Die deutsche Prisenordnung wurde schon vorher auf Grund der Bestimmungen der Londoner Seekriegsrechts-Erklärung ohne jede Einschränkung erlassen. Dadurch wurde anerkannt, daß die geltenden Bestimmungen des Völkerrechts, die dem legalen Handel der Neutralen — auch mit den Kriegführenden — „Freiheit des Meeres" sicherten, deutscherseits in vollem Umfange berücksichtigt werden sollten. England hat es im Gegensatz hierzu abgelehnt, die Londoner Seekriegsrechts-Erklärung zu ratifizieren, und begann nach Ausbruch des Krieges den legalen Handel der neutralen Staaten zu beschränken, um dadurch Deutschland zu treffen. Den systematischen Verschärfungen der Konterbandebestimmungen vom 5. August, 20. August, 21. September und 29. Oktober folgte am 3. November 1914 der Erlaß der britischen Admiralität, daß die ganze Nordsee als ein Kriegsgebiet anzusehen sei, in welchem die Handelsschiffahrt jeder Art den schwersten Gefahren durch Minen und Kriegsschiffe ausgesetzt sei. Der Protest der neutralen Staaten hatte keinen Erfolg. Schon von diesem Zeitpunkt an gab es kaum noch Freiheit des neutralen Handels mit Deutschland.

Im Februar 1915 sah Deutschland sich gezwungen, Gegenmaßnahmen zu treffen, die das völkerrechtswidrige Verfahren der Gegner bekämpfen sollten. Es wählte für seine Gegenmaßnahmen neue Kriegsmittel, deren Verwendung im Völkerrecht überhaupt noch nicht geregelt war, brach damit kein geltendes Recht, sondern trug nur der Eigenart der neuen Waffe — des U-Bootes — Rechnung. Der Gebrauch der neuen Waffe mußte die Bewegungsfreiheit der Neutralen einschränken und bildete eine Gefahr, der durch besondere Warnung begegnet werden sollte, entsprechend der vorausgegangenen englischen Warnung vor den Gefahren des Kriegsgebietes der Nordsee.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika trat, da beide kriegführenden Parteien, in der deutschen Note vom 17. Februar 1915 und in der englischen Note vom 18. und 20. Februar 1915, den Anspruch erhoben, daß ihr Vorgehen nur Vergeltung der Rechtsbrüche der Gegner sei, an beide kriegführenden Parteien heran, um nochmals zu versuchen, das vor dem Kriege anerkannte Völkerrecht wieder zur Geltung zu bringen. Sie forderte einerseits Deutschland auf, den Gebrauch seiner neuen Waffe den Bestimmungen für die alten Seekriegsmittel anzupassen, andererseits England, Lebensmittel für die nichtkämpfende Bevölkerung Deutschlands zur Verteilung unter amerikanischer Kontrolle passieren zu lassen.

Deutschland erklärte am 1. März seine Bereitwilligkeit, während England am 15. März eine Verständigung auf Grund der amerikanischen Vorschläge ablehnte. England beseitigte sogar durch seine Order vom 11. März 1915 den letzten Rest der völkerrechtsmäßigen Freiheit des neutralen Handels mit Deutschland und dessen neutralen Nachbarländern; der Zweck war, Deutschland durch Aushungerung zu bezwingen.

Trotzdem entsprach Deutschland im weiteren Verlauf des Krieges, nachdem bei verschiedenen Gelegenheiten gegen seinen Wunsch und Willen neutrale Bürger ums Leben gekommen waren, in der praktischen Verwendung seiner U-Boots-Waffe den Wünschen der Regierung der Vereinigten Staaten in so entgegenkommender Weise, daß die Rechte der Neutralen auf legalen Handel tatsächlich deutscherseits überall unbeschränkt waren.

Nunmehr machte England dem U-Boot die Ausübung des den Völkerrechtsbestimmungen entsprechenden Handelskrieges dadurch unmöglich, daß es nahezu sämtliche Handelsschiffe bewaffnete und angriffsweisen Gebrauch der Geschütze anordnete. Die Photographien der englischen Befehle sind den neutralen Regierungen mit der Denkschrift vom 8. Februar 1916 zugestellt worden. Die Befehle widersprechen direkt den Erklärungen des englischen Botschafters in Washington vom 25. August 1914. Die kaiserliche deutsche Regierung hat gehofft, daß dies Tatsachenmaterial die neutralen Regierungen auf Grund der von der Regierung der Vereinigten Staaten am 23. Januar d. J. gemachten Entwaffnungsvorschläge instand setzen würde, die Entwaffnung der Handelsschiffe durchzusetzen. Tatsächlich ist aber die Bewaffnung mit Geschützen von unseren Gegnern mit großer Energie weiter betrieben worden.

Der Grundsatz der amerikanischen Regierung, ihre Bürger von feindlichen Handelsschiffen nicht fern zu halten, wurde von England und seinen Alliierten dazu benutzt, Handelsschiffe für den Angriff zu bewaffnen. So können nämlich Kauffahrteischiffe die U-Boote leicht zerstören und sich im Falle des Mißglückens ihres Angriffs durch die Anwesenheit amerikanischer Bürger an Bord gesichert glauben.

Der Befehl des Waffengebrauchs wurde ergänzt durch die Weisung an die Führer der Handelsschiffe, falsche Flaggen zu führen und die U-Boote zu rammen; die Nachrichten über ausgezahlte Prämien und Verleihung von Ehrenzeichen an erfolgreiche Handelsschiffsführer zeigen die Wirkung dieser Befehle. Diesem englischen Vorgehen haben sich die Verbündeten angeschlossen.

Jetzt steht Deutschland vor der Tatsache:

a) daß eine völkerrechtswidrige Blockade (vgl. amerikanische Note an England vom 5. November 1915) seit einem Jahre den neutralen Handel den deutschen Häfen fern hält und Deutschlands Ausfuhr unmöglich macht;

b) daß völkerrechtswidrige Verschärfungen der Konterbande-Bestimmungen (siehe amerikanische Note an England vom 5. November 1915) seit eineinhalb Jahren den für Deutschland in Frage kommenden Seeverkehr der neutralen Nachbarländer verhindern;

c) daß völkerrechtswidrige Eingriffe in die Post (siehe amerikanisches Memorandum an England vom 10. Januar 1916) jede Verbindung Deutschlands mit dem Ausland zu verhindern streben;

d) daß systematisch gesteigerte Vergewaltigung der Neutralen nach dem Grundsatz „Macht über Recht" den Verkehr mit Deutschland über die Landgrenzen unterbindet, um die Hungerblockade der friedlichen Bevölkerung der Zentralmächte zu vervollständigen;

e) daß Deutsche, die von unseren Feinden auf See angetroffen werden, ohne Rücksicht darauf, ob Kämpfer oder Nichtkämpfer, der Freiheit beraubt werden;

f) daß unsere Gegner ihre Handelsschiffe für den Angriff bewaffnet und dadurch die Verwendung des U-Bootes nach den Grundsätzen der Londoner Deklaration unmöglich gemacht haben (siehe deutsche Denkschrift vom 8. Februar 1916).

Das englische Weißbuch vom 5. Januar 1916 über die Unterbindung des deutschen Handels rühmt, daß durch diese Maßnahme Deutschlands Ausfuhrhandel fast völlig unterbunden, seine Einfuhr vom Belieben Englands abhängig gemacht ist.

Die Kaiserliche Regierung darf hoffen, daß gemäß den freundschaftlichen Beziehungen, die in einer hundertjährigen Vergangenheit zwischen den beiden Völkern bestanden haben, der hier dargelegte Standpunkt trotz der durch das Vorgehen unserer Feinde erschwerten Verständigung zwischen beiden Völkern von dem Volk der Vereinigten Staaten gewürdigt werden wird.

Mexiko

Befinden sich die Vereinigten Staaten im Kriege mit Mexiko? Offiziell nicht! Nach der amtlichen Auffassung in Washington hat nur eine Bande des Räuberhauptmanns Villa die amerikanische Stadt Columbus überfallen, und zu ihrer Bestrafung ist eine amerikanische Truppe — man spricht von 8000 Mann — auf mexikanisches Gebiet vorgerückt, um es nach Bestrafung der Räuber sofort wieder zu verlassen. Nach seiner eigenen Meinung befindet sich Präsident Wilson mit seinem mexikanischen Kollegen, dem „rechtmäßigen" Präsidenten Carranza, hierbei in bestem Einvernehmen. Es gibt aber Kenner Mexikos in den Vereinigten Staaten, die diese treuherzige Auffassung nicht teilen; schon hat der Vorsitzende des militärischen Ausschusses des Senates, Chamberlain, es offen herausgesagt: Man müsse darauf gefaßt sein, daß sich alle Mexikaner um Villa scharen. Dann würde es den Vereinigten Staaten ähnlich ergehen wie bei ihrem ersten Zusammenstoß mit Mexiko; damals hat sich aus einem Grenzkonflikt ein Krieg entwickelt, der drei Jahre dauerte (1846—48), und den die Amerikaner nur durch Aufstellung dreier Heere und Heranziehung ihrer Flotte gewannen! Auch damals gab es in Mexiko mehrere Präsidenten, die um die Herrschaft kämpften, was sie aber nicht hinderte, gegen die verhaßten „Yankees" gemeinsame Sache zu machen. Und ebensowenig ist diesmal zu erwarten, daß sich Mexiko ohne weiteres der Entscheidung Wilsons fügt, welcher von den streitenden Machthabern der rechtmäßige ist.

Seit Mexiko im Jahre 1821 durch eine Revolution gegen Spanien selbständig wurde, hat sich die Uebertragung der Staatsgewalt meist wieder auf revolutionärem Wege vollzogen. Zweimal war das Land ein Kaisertum; beide Kaiser, der einheimische Augustin Iturbide und der unglückliche Erzherzog Maximilian von Oesterreich, sind von ihren Feinden erschossen worden. Auch viele der Präsidenten, die mit einer scheinbar sehr demokratischen Verfassung zu regieren versuchten, nahmen ein gewaltsames Ende. Ein schweres Hindernis staatlicher Einheit und Ordnung bilden die tiefen Rassen- und Kulturunterschiede in der Bevölkerung: 4 Prozent der Einwohner sind Europäer oder Nordamerikaner, 15 Prozent einheimische Weiße oder Kreolen, 38 Prozent reine Indianer und 43 Prozent Halbindianer oder Mestizen.

Nur einen großen Staatsmann hat Mexiko bisher besessen, der für mehr als ein Menschenalter den beständigen Unruhen und der Unsicherheit ein Ende machte, die das Aufblühen des von der Natur begünstigten Landes verhinderten. Von 1876—1911 hat der Halbindianer General Porfirio Diaz, der Form nach als immer wieder gewählter Präsident, in Wahrheit als unumschränkter Diktator, mit starker Hand in Mexiko geherrscht. Er hat durch den unermüdlich betriebenen Ausbau des Eisenbahnnetzes das Land wirtschaftlich erschlossen, hat der Landwirtschaft erweiterte Exportmöglichkeit ihrer Produkte verschafft und Industrie und Bergbau — Mexiko ist der größte Silberproduzent der Welt — mächtig gefördert. Porfirio Diaz war sich vollkommen klar über die Gefahr, die mit dem materiellen Aufschwung verbunden war; der konnte in dem armen Mexiko nur erzielt werden mit Hilfe ausländischen Kapitals. Es war das Bestreben des Präsidenten, zwischen den nordamerikanischen Kapitalisten und den europäischen, besonders den englischen, das Gleichgewicht zu erhalten, um ihrer Meister zu bleiben. Die Schwierigkeit wuchs, als zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Nordmexiko neue Bodenschätze entdeckt wurden: das Petroleum. Jedes Jahr wurden neue Petroleumquellen erschlossen, in einem einzigen Jahre stieg die Förderung auf das Fünffache. Die große Nordprovinz Sonora stellte sich heraus als „ein einziger mit Petroleum gefüllter Schwamm".

Sofort begann der Wettlauf zwischen den Nordamerikanern und Europäern, von denen wieder besonders England in Betracht kam, das gerade bei seiner Kriegsflotte die Kohlenfeuerung durch die Oelfeuerung zu ersetzen beabsichtigte. Eine kapitalkräftige englische Gesellschaft, „Mexican Eagle", unter Leitung Pearsons, des jetzigen Lord Cowdray, wurde gegründet. Von amerikanischer Seite trat gegen sie die mächtige Standard Oil Company unter Rockefellers Führung auf den Plan. In noch nicht zehn Jahren entstanden 150 Petroleumgesellschaften, von denen hundert in amerikanischen, zwanzig in englischen Händen waren. Siebzig bis fünfundsiebzig Prozent der gesamten Petroleumproduktion entfielen auf die Hauptkonkurrenten Rockefeller und Pearson.

Porfirio Diaz begünstigte als Staatsoberhaupt den entfernteren und weniger gefährlichen Rivalen und zog sich dadurch die tödliche Feindschaft der über Milliarden verfügenden Standard Oil Company zu. Was das hieß, sollte er bald spüren. An einheimischen Gegnern hatte es dem rücksichtslosen Bändiger der mexikanischen Anarchie niemals gefehlt. Erst jetzt aber wurden sie durch amerikanisches Geld und amerikanische Waffen gefördert. Seit dem Juni 1910 kam es bald hier, bald da zu Aufständen; sie wurden überall schnell niedergeschlagen; aber im November 1910 flammten sie überall wieder auf, und in den Amerika benachbarten Provinzen gelang es der Regierung diesmal nicht, ihrer Herr zu werden. Die amerikanische Grenzbewachung war so schlaff, daß die Aufrührer immer wieder auf Unionsgebiet flüchten und von dort, sowie die Regierungstruppen abgezogen waren, auf mexikanisches Gebiet zurückkehren konnten. Im März und April 1911 erfochten die Aufständischen in Nordmexiko eine Reihe von Siegen. Am 25. Mai 1911 legte Diaz die Präsidentschaft nieder, „um dem

Lande den Frieden wiederzugeben"; er ging nach Spanien, dann nach Paris, wo er inmitten des Weltkrieges am 2. Juli 1915 gestorben ist.

Nicht den Frieden, sondern die furchtbarste Zerrüttung ließ er hinter sich. Der Führer der Aufständischen und nunmehrige Präsident Madero erwies sich als haltloser Schwächling in den Händen seiner Verwandten und Kumpane und erbitterte durch die Nachgiebigkeit gegen die amerikanischen Kapitalisten bald alle Mexikaner. 1912 gab es bereits drei Gegenpräsidenten, Gomez im Norden, Zapata im Süden und einen Neffen des Generals Diaz in Veracruz. Im Februar 1913 brach in der Hauptstadt Mexiko selbst ein Aufstand aus, der den General Huerta an die Spitze brachte. Madero wurde bei einem Versuch seiner Anhänger, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, erschossen. Präsident Huerta zeigte sich aus dem gleichen Holze geschnitzt wie der alte Diaz; man traute ihm zu, daß er Frieden und Ordnung wiederherstellen werde, und die meisten amerikanischen und europäischen Staaten, darunter auch Deutschland, erkannten ihn als tatsächlichen Inhaber der Staatsgewalt an. Nur die Vereinigten Staaten verweigerten die Anerkennung. Hier war inzwischen Wilson Präsident geworden, der seine Wahl nicht zum mindesten seiner heftigen Agitation gegen die Trusts, darunter Rockefellers Standard Oil Company, verdankte. Gegen Mexiko aber handelte er nicht anders, als wenn der Petroleumkönig Rockefeller selber Präsident geworden wäre. Huerta hatte es durch das energische Streben, die Unabhängigkeit Nordmexikos von Amerika und die gleiche Beteiligung des europäischen mit dem amerikanischen Kapital zu wahren, mit den Trustmagnaten gründlich verdorben. Jetzt kam Wilson diesen zu Hilfe. Er verlangte von Huerta, daß er mit den Bandenführern einen Waffenstillstand schlösse, der ihnen wieder Luft verschafft hätte und deshalb von Huerta abgelehnt wurde. Wilson gestattete darauf die Waffenausfuhr nach Mexiko, die er anfangs feierlich und grundsätzlich verboten hatte, und stärkte dadurch besonders den nordmexikanischen Machthaber, General Villa. Während er gegen die schlimmsten Gewalttaten, ja Morde, welche die übrigen Prätendenten an amerikanischen Bürgern verübten, keine Energie zeigte, verlangte er von Huerta die demütigendste Genugtuung für die eintägige Inhafthaltung eines amerikanischen Schiffszahlmeisters und ließ, als sie nicht in vollem Maße gewährt wurde, Veracruz durch die amerikanische Flotte besetzen.

Endlich war Wilsons Zweck erreicht und Huerta mürbe. Am 15. Juli 1914 dankte er ab und verließ das Land. Erst jetzt nahm der Bürgerkrieg eigentlich verwüstende Formen an. Die drei mächtigsten Bandenführer, die „Präsidenten" Villa, Carranza und Zapata, kämpften mit wechselndem Glück. Im August 1914 bemächtigten sich die Truppen Carranzas der Hauptstadt Mexiko, im März 1915 brachte sie Zapata in seine Gewalt. Im Juni 1915 fiel sie wieder an Carranza. Neben den drei Hauptmatadoren trieben viele kleinere Tyrannen in den verschiedenen Provinzen ihr Wesen. Was an Kultur, Wohlstand und Kredit unter Diaz langsam erworben war, ging zugrunde. Alle Machthaber fabrizierten Papiergeld in Milliarden, erpreßten von den „eroberten" Städten riesige Zwangsanleihen und verstanden durch Beschlagnahme und Ausbeutung privater Unternehmungen sich immer wieder Mittel zu verschaffen, bis allmählich die Geldquellen des Bürgerkrieges doch versiegten und infolgedessen auch die Kämpfe an Heftigkeit nachließen. Präsident Wilson aber, der über den von Huerta verhafteten Zahlmeister in solche Entrüstung geraten war, und der sich im Weltkrieg für jeden reisenden Amerikaner so zärtlich besorgt zeigte, sah seit Huertas Verdrängung die massenhafte Zerstörung amerikanischen Besitzes und die zahlreichen Mordtaten gegen amerikanische Bürger mit an, ohne einzuschreiten. Nur ab und zu erneuerte er jene Warnung, die er sich im Weltkrieg beständig zu erlassen weigert: die Mahnung an alle Amerikaner, sich nicht in das Kriegsgebiet zu begeben, um den Vereinigten Staaten keine Ungelegenheiten zu bereiten. Nun hat ihn die Keckheit des schlimmsten der Machthaber, des zuerst von Wilson protegierten, dann zugunsten Carranzas fallen gelassenen Villa doch zum Handeln gezwungen.

Unter den mutmaßlichen Gründen für Wilsons Zurückhaltung, die vielen Amerikanern als Würdelosigkeit erschien, ist wenigstens ein wahrhaft staatsmännischer. Als die Vereinigten Staaten 1846 bis 1848 ihren Krieg gegen das schwächere Mexiko führten, waren sie die einzige Großmacht am Stillen Ozean. Jetzt haben sie einen drohenden Nebenbuhler erhalten in Japan. Die Vereinigten Staaten haben inzwischen die Philippinen und Hawai annektiert, Ziele einer starken japanischen Einwanderung. Japan hat sich dagegen im Beginn des Krieges der Karolinen und der Marschallinseln bemächtigt und sich dadurch mitten zwischen die Philippinen und Hawai eingedrängt. Die amerikanisch-japanischen Beziehungen haben schon öfters auf des Messers Schneide gestanden. Auf Mexiko als einen möglichen Verbündeten sind dabei Japans Augen schon mehr als einmal gerichtet gewesen, wenn auch die Gerüchte von japanisch-mexikanischen Bündnisverhandlungen, die seit 1910 öfters auftauchten, beständig abgeleugnet wurden. Schon ist es im Mexiko Mode geworden, auf die Verwandtschaft der japanischen und der indianischen Rasse hinzuweisen, Villa ist Vollblut-Indianer, Carranza und Zapata sind Mestizen. Im Winter 1914-15 hat ein japanisches Geschwader verdächtig lange in der mexikanischen Turtle Bai geweilt. Gegenwärtig stehen sich unter den führenden Staatsmännern Japans zwei Gruppen gegenüber, die „kontinentale", die Japans Zukunft in China, und die „ozeanische", die sie auf den Inselgruppen und an den Küsten des Stillen Ozeans sieht. Wer der letzteren als eigentlicher Feind Japans gilt, ist kein Geheimnis, in Mexiko nicht und auch in den Vereinigten Staaten nicht. Darum wird die Verwicklung an der mexikanischen Grenze den Stimmen derer ein ganz anderes Gewicht geben, die von Wilson eine strenge und wahrhaft unparteiische Neutralität im europäischen Kriege verlangen. Dr. W. H.

Führende Männer im Weltkrieg

27. Galliéni

Der Krieg ist ein großer Leuteverbraucher. Nicht nur im Kampfgebiet fordert er seine Opfer. Bei unseren Feinden sinken zugleich mit jeder neuen Hoffnung auch neue Heerführer und kriegsverantwortliche Politiker von ihrer Höhe nieder. Besonders in der französischen Republik zaust die wandelbare Laune des Parlaments und Volkes am Areopag der Regierung. Berufsministern mag es weniger hart ankommen, abgeschüttelt zu werden; sie winden sich allmählich wieder zu einem Portefeuille hinauf. Aber der Militär, der aus seiner Laufbahn herausgerissen wird und in der schwülen Luft der Bourbon- und Luxembourg-Paläste nicht durchhält, für den ist das ebenso schlimm, wie wenn ihn der Schlachtengott verläßt; der Abschied ist endgültig.

Gleichzeitig sind drei der beliebtesten französischen Generale um ihren Nimbus gekommen: d'Amade, Joffre und Galliéni. d'Amade, den schneidigen Draufgänger von Marokko, traf der Schlag des Dardanellenabenteuers; Joffres Stern erbleichte nach den mißlungenen Offensiven; Galliéni war den politischen Mühen und Ränken nicht gewachsen — auf keinen von ihnen baut mehr mit dem früheren Vertrauen der Franzose. Sie haben enttäuscht, und da er ebenso undankbar wie leicht begeistert sein kann, gerät schnell

in Vergessenheit, was an Verdiensten die drei Generale gehabt haben. Galliéni hatte in der Deputiertenkammer solche Schmähungen gegen sich und seine beiden Leidensgefährten hören müssen, daß er sein Portefeuille unter den Arm packte, um davon zu laufen. Ein paar Monate als Kriegsminister haben ihn krank und zum Invaliden gemacht.

Dabei war er einer der Nationalhelden dieses Krieges. Schneller als andere haben die Franzosen den Weltkrieg ins Bereich der Fabel gezogen; sie hatten es nötig: die Marneschlacht, der „Marnesieg", ist bei ihnen zu dem bedeutendsten, wunderbarsten, entscheidenden Ereignis des Feldzuges angewachsen, obgleich die Deutschen nach achtzehn Monaten, wie Clémenceau pathetisch auszurufen pflegt, „noch immer bei Noyon stehen"! Der „Marnesieger" aber war Galliéni. Er hat es selbst post festum, recht weit vom Schuß durch Stafettenreiter erfahren, wohl als er ob seiner eigenen Ohnmacht der Verzweiflung nahe war. All seine Kunst mochte darin bestanden haben, daß er überall und schnell zusammengeraffte Truppen auf Kraftwagen im kritischen Augenblick, als die Deutschen die Hauptstadt schon zu überrumpeln drohten, in der Richtung nach Meaux sandte. Die trugen gewiß nicht wesentlich zur Entscheidung bei. Die Entscheidung kam vielmehr aus der deutschen strategischen Erwägung, daß die Zurücknahme des zu kühn südwärts umgeschwenkten rechten Heeresflügels auf eine starke Stellung notwendig sei; wie wenig dies vom Willen der französischen Heeresleitung abhing, geht daraus hervor, daß Franzosen und Engländer dem deutschen Nordheer um keinen Schritt weiter nachrücken konnten, als ihnen zugebilligt war. Galliéni aber genoß den Ruf eines „Erretters von Paris".



General Galliéni
bisher französischer Kriegsminister

Der hauptstädtische Gouverneur hatte eine achtungswerte militärische Vergangenheit. Aus seiner Biographie erfahren wir, daß Joseph Simon Galliéni am 24. April 1849 in Saint Béat am Garonnefluß zur Welt kam, unter den Marmorfelsen, die den carrarischen den Rang ablaufen möchten. Als junger Leutnant von Saint-Cyr 1870 in den Krieg gestellt, der Marine-Infanterie zugeteilt, nannte man ihn zum erstenmal öffentlich unter den Stabsoffizieren des Generals Faidherbe, dem er 1878 nach dem Senegal folgte. Mit einer Handvoll Spahis rückte er bis zum Niger vor und besiegelte mit reichlichen Geschenken einen friedlichen Vertrag, der den Negerhäuptling Ahmadu von Segu zum Vasallen der Republik machte. Die goldene Medaille der Pariser Geographischen Gesellschaft war die Belohnung für die mehr kolonistische als soldatische Arbeit, die im März 1881 Frankreich das alleinige Handelsrecht am oberen Niger sicherte; er blieb noch fünf Jahre in dem heißen Gebiet, als Oberstleutnant auch Oberbefehlshaber im hinteren Senegalgebiet. Die Erholungsjahre nach dem Kolonialdienst sollten nicht lange währen; der Oberst des 6. Marine-Infanterie-Regiments in Brest wurde 1891 nach Tonking beordert, wo er bei der Säuberung des Landes von den zahlreichen Räuberscharen und Aufständischen wiederum so großes Geschick zeigte, daß seine Beförderung zum Brigadegeneral sehr schnell erfolgte, gleichzeitig auch seine Berufung zu einer noch mühsameren und höheren Aufgabe.

In einem mehrbändigen Werk über seine Kolonialkriege hat Galliéni insbesondere die Unterwerfung der Insel Madagaskar geschildert. Seine Gegner haben behauptet, daß er in diesen von der Akademie preisgekrönten Büchern sich als mutigen Kämpfer und nicht ganz zu Recht auch als eleganten Diplomaten hingestellt hat. Seine Tapferkeit zog niemand in Zweifel; man sagte aber, daß seine Diplomatie nicht frei von Grausamkeit gewesen sei. Auf Madagaskar besiegte er die Hovas in verlustreichen Kämpfen. Während er dann die junge Königin Ranavalo durch allerlei Versprechungen zur Abdankung bewegte, ließ er ihren Onkel und sonstige Würdenträger gefangennehmen und hinrichten. Nicht nur sozialistische Opposition machte der Regierung der Republik diese überflüssige Härte zum Vorwurf. Generalgouverneur Galliéni verließ als Divisionsgeneral 1899 die Insel, überzeugt, daß er sie für immer Frankreich gefügig gemacht habe — er mag nicht wenig überrascht gewesen sein, daß gerade während dieses Krieges eine Reihe von Hovassöhnen, die nach der Pariser Universität gesandt worden waren, eine Verschwörung anzuzetteln versucht haben.

Von 1911 an gehörte Galliéni dem obersten Kriegsrat an und leitete das Komitee für die Verteidigung der Kolonien. Bei Kriegsausbruch saß er auf dem Ehrenpöstchen eines Gouverneurs von Paris — im Krieg hochwichtig und verantwortungsreich. Man befürchtete, daß er keine Erfahrungen im modernen Festungskrieg besitze. Aber zum Angriff auf Paris kam es nicht; in den Monaten des Stellungskampfes soll er die Schutzanlagen weit vorgeschoben und die Hauptstadt „uneinnehmbar" gemacht haben. Jedenfalls hat er rücksichtslos in die landschaftliche Schönheit von Paris eingegriffen; das Boulogner und andere Wäldchen sollen zur Schaffung freier Schußfelder arg unter seinem Zerstörungswerk gelitten haben.

Als Millerand mit dem Kabinett Viviani im vergangenen Herbst verschwand, sah der neue Ministerpräsident Briand keinen parlamentarischen Andrang für das Portefeuille des Krieges — der allgemeinen üblen Kriegslage entsprechend. Man überantwortete die Ministerien der Landesverteidigung sehr gern Fachleuten, einem General und einem Admiral. Galliéni ließ sich als Pflichtmensch nicht lange bitten. Die Gelegenheit mochte ihm sogar günstig erscheinen, einmal mit der Schwefelstange in das seinem royalistischen Herzen ungeliebte parlamentarische Nest hineinzuräuchern. Sein erstes Dekret verbot allen Offizieren und Soldaten bei Strafe, sich zwecks Beförderung oder Urlaubsbewilligung Empfehlungsschreiben ausstellen zu lassen. Das war ein unerhörter Eingriff in die parlamentarischen Befugnisse. Bisher gab es keinen Offizier, der nicht in seinem „Dossier" ein halbes Dutzend Briefe von Abgeordneten, Senatoren, Ministern oder früheren Präsidenten gehabt hätte. Ohne solche Zeugnisse, daß man über hohe Verbindungen verfügte, war an „Karriere" nicht zu denken. In Kammer und

Senat schwieg man zum bösen Spiel. Durch ein zweites Dekret schaltete Galliéni Anfang Dezember 1915 die verfassungsmäßige höchste Kriegsleitung aus; diese sollte aus dem Präsidenten der Republik, den Ministern des Krieges, der Marine und der Kolonien zusammengesetzt sein; von ihm mußten die Oberbefehlshaber der einzelnen Heere, genau wie 1870, über Paris, die Weisungen erhalten. Joffre bekam den neuen Titel „Commandant en chef des armées françaises". Wenn die Pariser Minister, die tatsächlich sich nicht in die Leitung der Operationen einmischen konnten, das Dekret annahmen, so geschah es, weil man mit Joffres Feldherrngabe schon weniger einverstanden war und ihn gern so hoch hinaufsetzte, daß auch seine nächsten Untergebenen im Kommando hinaufrücken und etwas selbständiger werden konnten. Galliéni schob Joffre ein gut Teil der Verwaltungsarbeit des Kriegsministeriums zu, um sich selbst, auf Wunsch Briands, fast ausschließlich dem zeitraubenden Parlament widmen zu können.

Im Parlament mußte der Kriegsminister fast Tag und Nacht verweilen. Anfragen und Interpellationen wechselten unablässig. Bald war es das Flugwesen. Da setzte man einem seiner vier Unterstaatssekretäre des Kriegs, Besnard, so zu, daß der den Abschied nahm, mit der Begründung, man habe ihm den Teil der Verantwortlichkeit zugeschoben, der Sache des Kriegsministers selbst wäre. Bald war es die Frage des Oberkommandos. Der einflußreiche Radikale Abel Ferry kritisierte die Belastung Joffres mit Verwaltungsangelegenheiten. Die Einberufung der Siebzehnjährigen verstimmte. Clemenceau als Vorsitzender des Heeresausschusses im Senat, General Pédoya in gleicher Eigenschaft in der Kammer zerrten den armen Minister hin und her, weil er keine Siege zu vermelden hatte. Mit dem sozialistischen Unterstaatssekretär für Munition, Thomas, war auch übel Kirschen essen. Als in einer Kammersitzung ein Sozialist bei der Nennung d'Amades gerufen hatte: „Er hat genug Menschen hinschlachten lassen", und als die Zwischenrufe kein Ende nehmen wollten, wäre Galliéni Briand davongelaufen, hätte der Justizminister Viviani den General nicht an den Rockschößen erwischt und in den Saal zurückgezogen. Eine abermalige Leibesuntersuchung der Untauglichen und Zurückgestellten, die mit dem „Geiste" des Dalbiez-Gesetzes im Widerspruch war, hat den Streit verschärft — diesmal erkrankte Galliéni so ernstlich, daß eine Havasnote ausgegeben werden mußte, meist der Vorbote für nicht mehr lange aufschiebbaren Rücktritt. Offiziöse Meldungen besagen, daß es sich um ein wirklich ernstliches, wenn auch nicht lebensgefährliches Blasenleiden handelt. Clemenceau aber hatte Galliéni „unzureichend" befunden, auch als man ihn noch für gesund hielt. Und Clemenceau will der kommende Mann des französischen „Volkskriegs" sein. Galliéni ist verbraucht — man wird es mit anderen versuchen. Karl Lahm.

*

Der endgültige Rücktritt Galliénis erfolgte am 16. März. Zu seinem Nachfolger wurde Divisionsgeneral Roques ernannt, der im Frieden eine Zeitlang Leiter des französischen Militärflugwesens war.

Wie ich aus dem Kerker von Gibraltar entkam

Von Ernesto Freiherrn Gedult von Jungenfeld

Ein junger deutscher Landwirt, der seit 1912 in Paraguay ansässig war, fand bei Kriegsausbruch als angeblicher Brasilianer den Weg aus den Urwäldern Südamerikas zur deutschen Front. Was er dabei erlebte, erzählt er in einem fesselnden Kriegsbuch, das demnächst im Verlag von Ullstein u. Co., Berlin, erscheint (Preis 1 Mark). Wir geben daraus ein Kapitel wieder:

Der Tag war da, an dem wir nach der Bekanntmachung des Kapitäns Gibraltar berühren sollten. Zuerst hieß es, wir würden am Vormittag, dann, am Nachmittag, zuletzt, am frühen Abend die Festung erreichen. Eine unheimlich erregte Stimmung hatte auf dem Schiffe um sich gegriffen. Scheinbar hatten meine Reisegefährten im Zwischendeck sich davon überzeugt, daß ich — da ich trotz der recht gewissenhaften und strengen Untersuchung in Dakar an Bord geblieben war — doch Brasilianer und echt sein müsse. Jede neue Verdächtigung meiner Person erschien ihnen als große Ungerechtigkeit.

Am Nachmittag war mir der Befehl des Kapitäns überbracht worden, meine Sachen zu packen und mich bei der Annäherung an Gibraltar auch vor seiner Kajüte einzufinden. Das waren also die ersten Zeichen, daß man an maßgebender Stelle nicht daran zweifelte, daß ich in englische Gefangenschaft geraten würde.

Im Verlauf der vielen auf mich einstürzenden Ereignisse hatte ich nun schon gelernt, selbst das Schlimmste mit Ruhe entgegenzunehmen, nie zu verzagen und, wenn es darauf ankam, nach dem Spruch zu handeln: „Frisch gewagt ist halb gewonnen." Ich wollte und mußte ran an den Feind, koste es, was es wolle.

So verliefen Stunden von großer Ungewißheit für mich. Es war zehn Uhr nachts geworden, als im Dunkel der Nacht die ersten Lichter der englischen Scheinwerfer aufblitzten. Taghell erleuchteten sie die ganze Meerenge.

Ich nahm dem Befehl gemäß meinen Lumpensack auf den Buckel und stellte mich vor die Kapitänskajüte. Hier traf ich bereits sieben andere unglückliche Reisende, die mein Los teilen sollten. Von hier hatten wir eine wunderbare Aussicht auf die englische Festung, der wir immer näher kamen. Schon von weitem hatte einer der Scheinwerfer seinen Strahl auf uns gelenkt, und von ihm überglänzt fuhren wir dem Hafen zu.

Hier wurde mir zum erstenmal klar, wie nervös die Engländer in Gibraltar waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß auch nur eine Nußschale, selbst in der tiefsten und schwärzesten Nacht, ungesehen diese Meerenge passieren könnte. Welche außerordentliche Leistung haben also unsere tapferen Unterseeboote hinter sich, die trotz der Wachsamkeit der Briten und ihren vielen Scheinwerfern die Durchfahrt erzwangen!

Wir hatten die Höhe der Festung erreicht.

Der Dampfer stoppte.

In der Ferne konnte man einige dunkle Kolosse erkennen, die wohl britische Kriegsschiffe waren.

Endlich näherte sich uns ein kleines flinkes Torpedoboot mit der englischen Kriegsflagge am Heck und legte an der bereits heruntergelassenen Landungstreppe an. Ein englischer Offizier erschien an Deck und verschwand mit dem Kapitän in der Kajüte.

Nach noch nicht fünf Minuten erschienen die beiden Herren wieder, englische Rufe ertönten in die Nacht hinaus, und gleich darauf erschienen englische Matrosen, die sich zu uns acht Opfern gesellten.

Der Kapitän sprach: „Es tut mir sehr leid, meine Herren, Ihnen mitteilen zu müssen, daß der Vertreter der englischen Nation es für richtig hält, Sie auf den Verdacht der Franzosen zu einer näheren Untersuchung von Bord zu nehmen." Mit spöttisch lächelnder Miene fügte er noch hinzu: „Jedem von Ihnen wird bei dieser großen Nation sein Recht werden, und Sie können wahrscheinlich schon mit dem nächsten Dampfer die Weiterreise antreten. Lassen Sie es sich weiter gut gehen und guten Abend, meine Herren!"

Der Vertreter „dieser großen Nation" hatte uns bis jetzt noch keines Blickes gewürdigt, sondern nur seinen Matrosen befohlen, uns zu arretieren.

Widerspruch hatte wenig Zweck, und so fügten wir uns alle dem unvermeidlichen Zwange, dem verhaßten Feinde zu folgen.

Rasch entführte das Torpedoboot uns den Blicken der Mitreisenden. Das letzte, was ich noch sah, war, wie sich der italienische Dampfer in Bewegung setzte. Nun hatte er wirklich keinen Deutschen mehr an Bord.

Bei der herrschenden Finsternis konnte ich kaum erkennen, wohin man uns führte. Wir wurden in ein großes Lokal gebracht, in dem schon viele Deutsche versammelt waren. Man erklärte uns, daß am nächsten Vormittag die Untersuchung stattfinden werde, und daß wir es uns vorläufig bequem machen sollten.

Abends war ich auch in ein Massenquartier geraten, und ich kann nur sagen, daß es die armen Gefangenen nicht zum besten hatten. Nicht nur, daß viele von ihnen beinahe Tag und Nacht sich an diesem Orte aufhalten mußten, mir schien auch, als fehle das Nötig[illegible] für einen Raum, der zum Schlafen und zu nächtlicher

Unterkunft dienen sollte. Verbürgen kann ich mich für diese Angabe nicht, da ich glücklicherweise hier nur eine einzige Nacht blieb und im Dunkel nicht alles wahrnehmbar war. Als ich eintrat, bestürmte man mich mit Fragen. Jeder erkundigte sich nach meiner Leidensgeschichte und glaubte von mir etwas Neues über den militärischen Gang der Weltereignisse hören zu können. Da ich das Spiel noch nicht aufgegeben hatte und meinen wirklich tadellosen Pässen vertraute, so ließ ich mich überhaupt in kein Gespräch ein. Dann mußte ich, um Verdacht von mir fernzuhalten, sogar meine Kenntnisse des Deutschen verneinen. Ich mag dadurch einen lächerlichen Eindruck auf meine Landsleute gemacht haben. Man hat auch deshalb ordentlich auf mich geschimpft, aber hier hieß es: „Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner!" So verlief die erste Nacht mehr oder weniger ruhig. Ich hatte mich in ein Eckchen gedrückt, mich auf meinen Sack gesetzt und fiel trotz dieser nicht sehr erquicklichen Lage in Schlummer. Ich erwachte erst, als der Kaffee verteilt wurde, und um meiner Wut Ausdruck zu geben, verschmähte ich das schöne Getränk.

Es mag gegen zehn Uhr gewesen sein, als ich zum Kommandanten gerufen wurde. Ich habe vergessen, zu erwähnen, daß uns am vorhergehenden Abend bei der Einlieferung die Pässe und das Geld abgenommen worden waren. Der Kommandant begann das Gespräch:

„Seit wann sind Sie Brasilianer?"

„Seit wann? Seit meiner Geburt natürlich."

„Ich glaube, erst seit Ausbruch des Krieges. Sie sind Deutscher, Ihr Name sagt alles. Jedenfalls sind Sie deutscher Abstammung."

„Herr Kommandant, ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß derartige Beleidigungen hier wohl nicht angebracht sind. Sie haben meine Pässe, somit werden Sie wissen, daß Sie, wenn Sie mich weiterhin zurückhalten, sich gegen einen Neutralen vergehen. Ich werde im gegebenen Falle Schritte zu tun wissen, die Ihnen unter Umständen recht peinlich werden könnten."

„Diese Worte waren höchst überflüssig. Verhalten Sie sich ruhiger und anständiger, denn Sie sind als Deutscher jetzt in meinen Händen! Auch ich weiß, daß Pässe und Papiere in den jetzigen Zeiten leicht zu haben sind. Können Sie mir sonst noch Beurkundungen Ihrer Person zur Verfügung stellen?"

„Wenn Ihnen diese vom Gesandten selbst unterzeichneten Papiere nicht genügen, was könnte Ihnen dann noch von Nutzen sein? Sie glauben mir scheinbar überhaupt nichts."

„Damit geben Sie also zu, daß Sie Deutscher sind?"

„Ich denke ja gar nicht daran. Wie kann ich etwas behaupten, was nicht der Fall ist? Wollen Sie durchaus eine Rechtfertigung meinerseits haben, so erlaube ich mir, Ihnen folgendes vorzuschlagen: Senden Sie meine Pässe und Papiere nach dem nächsten brasilianischen Generalkonsulat und fordern Sie die Bestätigung der Richtigkeit dieser Papiere!"

„Wenn ich jedes einzelne Papier auf diesem Wege untersuchen wollte, so könnte ich Tausende von Pfund ausgeben, um das Porto zu bezahlen."

„Ich bezahle gern alle Kosten. Sie haben ja sowieso mein Geld in Ihren Händen und können davon die Unkosten bestreiten."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie ein gewagtes Spiel spielen. Ich werde ausnahmsweise Ihre Bitte erfüllen, sage Ihnen aber gleich heute, daß, falls sich die Falschheit Ihrer Papiere herausstellt, ich Sie exemplarisch bestrafen werde. Sie sind entlassen."

Auf dem Korridor mußte ich noch einige Zeit warten und wurde dann in eine Einzelzelle abgeführt. Ich will kurz das Stübchen beschreiben, in dem ich noch viele Wochen verbracht habe, und dessen Einrichtung nicht gerade luxuriös zu nennen war. Dem ersten Anblick nach war dieses Gebäude, in das ich jetzt abgeführt wurde, die militärische Arrestanstalt der Festung. An einem langen Korridor lag eine Zelle neben der anderen. Die Fenster des Ganges führten auf den Kasernenhof hinaus. Ich trat in meine mit Doppeltüren versehene Zelle. Der Tür gegenüber lag ein vergittertes Fensterchen mit der Aussicht auf das Meer. Rechts stand eine ehemalige Bettstelle, deren Boden aus Brettern bestand. Außerdem stand noch ein Stuhl in dem Raume. Eine Wasserkanne und ein Spucknapf waren das Inventar. Mit ironisch lächelnder Miene bot mir ein alter Wärter, der mich an den Kerkermeister aus der „Fledermaus" erinnerte, Platz an und fragte sofort, warum ich in Einzelhaft käme. Ich hatte fünf Jahre kein Wort Englisch mehr gesprochen, und es fiel mir daher nicht schwer, mich dieser Sprache unkundig zu stellen. Mit Händen und Füßen fuchtelnd, erklärte mir der Kerkermeister nochmals seine Frage, und ich antwortete ihm auf ähnliche Weise. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich kein Deutscher sei, sondern ein Brasilianer, der, um Arbeit zu suchen, nach Italien gewollt habe. Ich hatte zwar noch nie in meinem Leben in einem Gefängnis oder einer solchen Arrestanstalt gesessen, aber es leuchtete mir gleich ein, daß man sich mit diesem Herrn gutstellen müsse. Ich betitelte ihn sofort „Mister" und tat so, als ob mein ganzes Leben von seiner Freundlichkeit abhinge. Man hatte seit Kriegsausbruch manches gelernt, und so beschloß ich, wieder einmal Süßholz zu raspeln. Ich beobachtete sofort, daß dieses dem alten Herrn, der wirklich nicht mehr zu den jüngsten zählte, recht gefiel, und schöpfte neue Hoffnung für meine Aussichten, die schon sehr ins Wanken geraten waren. Was soll ich dir, lieber Leser, über meine Tagesordnung berichten? Morgens gab es leidlich schlechten Kaffee — der Berliner nennt wohl ein solches Getränk „Lorke" —, mittags ein undefinierbares Etwas, das manchmal besser, manchmal schlechter wurde, und abends eine dicke Suppe mit Brot — über derartige Dinge kann man wirklich nicht viel sagen und noch weniger lange Zeilen schreiben. Ich glaube aber, daß ich es doch noch besser hatte als viele andere Gefangene, und sah bald, daß ich nicht ganz als Deutscher, sondern zur Hälfte wohl als Brasilianer behandelt werde. Der Kommandant war also wieder einer von den Herren, die es ängstlich vermieden, Unannehmlichkeiten zu bekommen. Er war so korrekt, daß er meine Pässe dem nächsten Konsulat eingesandt hatte. Ihn schlecht zu machen, widerstrebt mir, da er sich mir gegenüber ziemlich anständig gezeigt hatte. Aber ich kann es nicht unterlassen, zu sagen, daß dieser englische Machthaber für mich doch eine bedauernswerte Person war. Ein Gewissen, ein Gefühl der Anerkennung oder ein anerkennendes Mitleid scheint solchen Herren nicht bekannt zu sein. Im Sinne aller derer, die der Not gehorchend sich in der Festung Gibraltar aufgehalten haben und aufhalten, habe ich nur den Wunsch, daß es diesem Herrn einmal ähnlich ergehen möchte, wie es uns ergangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

An die Portugiesen

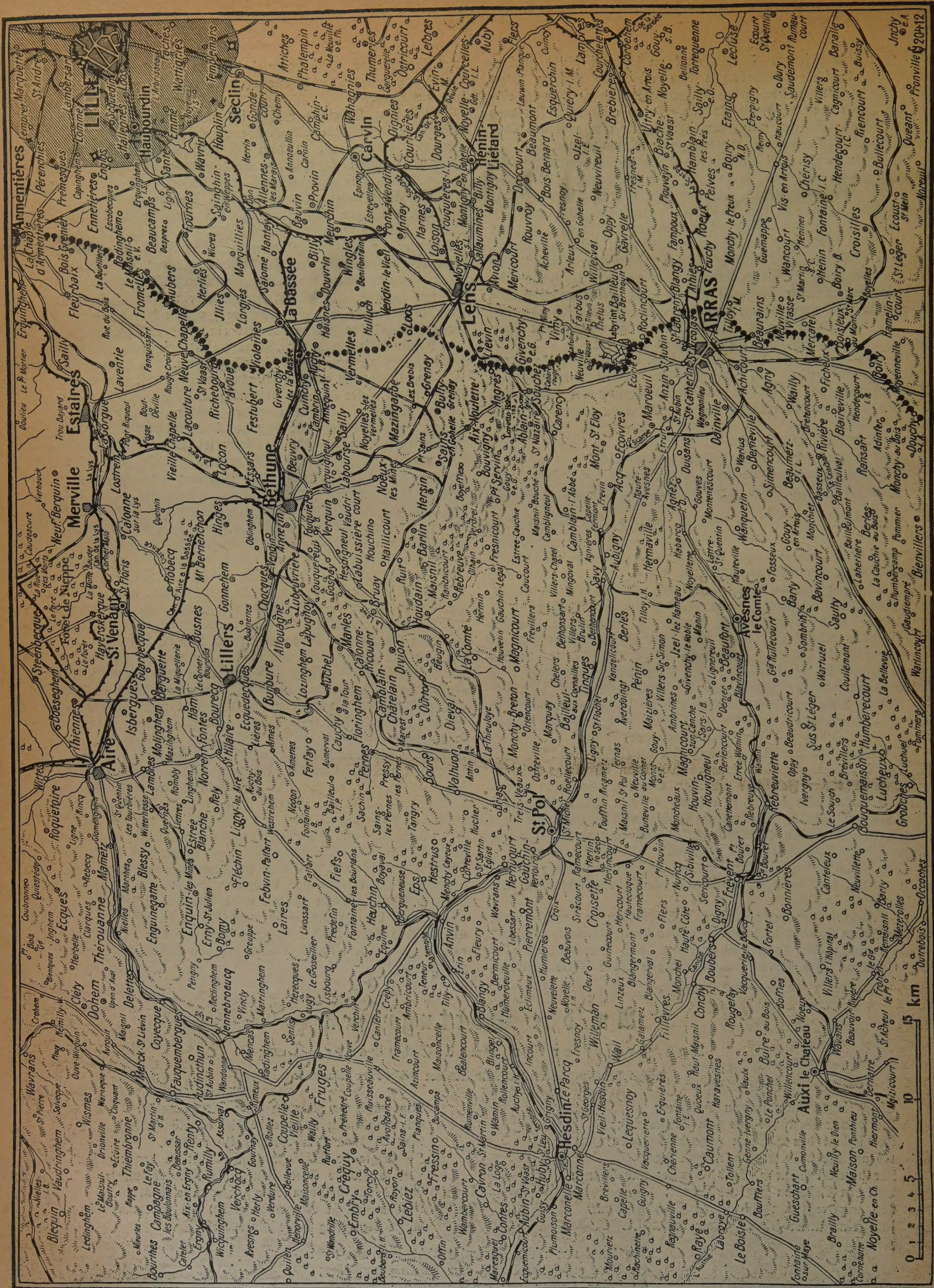
Von Professor Dr. Hugo Schuchardt, Graz

früher korrespondierendes Mitglied der Lissaboner Akademie

Einst flogen Eure stolzen Galeonen
Ins dunkle Weltmeer aus zum Siegeslauf;
Ihr schloßt den Christen ungeahnte Zonen
So auf der Erde wie am Himmel auf;
Ihr brachtet Sklaven, Gold, Gewürz und Kronen
Von den Gestaden Indiens zuhauf;
Ein unermeßlich Reich schien Euch geschenkt
Und seine Anker fest im Meer versenkt.

Nun weht, wo glorreich Eure Flagge wehte,
Die Englands; und das Schiff im Königskleid,
Das Lissabon zum Wappenbild erhöhte,
In Englands Schlepptau schwimmt es traurig heut.
Aus Englands Gold besteht die Kriegstrompete,
Mit deren heis'rem Klang Ihr uns bedräut.
Warum schießt Ihr nicht gleich mit gutem Blei?
Wozu die giftig hohle Rednerei?

Ihr kennt uns nicht; Ihr wißt nicht, was uns teuer.
So blickt auf jenes Schiff, vom Schaum umsprüht;
Es stehen Helden dort am Todessteuer
Und weihn dem Vaterland ihr letztes Lied.
Und wenn ein einz'ger Funke noch vom Feuer
Der Castro und Almeida in Euch glüht,
Wenn Ihr noch ahnet, was Ihr einstmals wart,
Dann lernt aus deutschem Sterben deutsche Art.



♦♦♦♦♦♦♦♦♦ Mutmaßliche Frontlinie

Zwischen Lille und Arras

Druck und Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68. — Verantwortlich für die Redaktion: Julius Elbau Berlin-Tempelhof
Bestellungen bei den Buchhandlungen sowie bei den Geschäftsstellen des Verlages Ullstein & Co. Hauptvertriebsstelle: Berlin SW 68, Kochstr. 22/26.